

GEDENKSTÄTTEN-RUNDBRIEF

STIFTUNG TOPOGRAPHIE DES TERRORS



NUMMER 64
DEZEMBER 1994



INHALT

TITEL

Zur Diskussion

Andenken, Dokument:
eine Fotografie anschauen
von *Cornelia Brink*

Blick in die Ausstellung "Konzentrations-
lager Oranienburg", die in der Gedenkstätte
Sachsenhausen zu sehen war; siehe dazu
auch den Beitrag von Dr. Günter Morsch in
diesem Heft.

Foto: Hermann Kiessling.

Berichte, Infos

Ausstellung über das Konzentrationslager
Oranienburg
von *Günter Morsch*

Begegnungsstätte Alte Synagoge - eine
architektonische Skulptur als Gedenkstätte
und Lemort in Wuppertal
von *Ulrike Schrader*

Arbeitskreis Bürger gestalten ein Mahnmal
in Hannover
von *Helmut Kowarsch*

Bericht vom 1. SCI-Frauenworkcamp in
Rävenbrück vom 20. August bis 4.
September 1994
von *Monika Preuß*

Bonhoeffer-Haus in Berlin sucht Mitarbeiter
für Freiwilligendienst
von *Burkhard Scheffler*

Unterstützung bei der Suche nach Namen
von Mitgliedern der SPD, die im
ehemaligen KZ Flossenbürg inhaftiert
waren

Veranstaltungshinweise

Literaturhinweise

50. Jahrestag

Erinnerung an den Fragebogen

IMPRESSUM:

Herausgeber:

Stiftung Topographie des Terrors
Budapester Straße 44
10787 Berlin
Tel.: 030/25489 232
Fax: 030/25489 135

Redaktion: Thomas Lutz

Gesamtherstellung:

GWP-Druck
38154 Königslutter-Beienrode

Gegründet 1983 von der Aktion
Sühnezeichen Friedensdienste e.V.,
Berlin



ANDENKEN, DOKUMENT: EINE FOTOGRAFIE ANSCHAUEN

von Cornelia Brink

"Erinnern für die Zukunft" hieß eine Tagung der niedersächsischen Landeszentrale für politische Bildung und des wissenschaftlichen Beirats für Gedenkstättenarbeit in Niedersachsen, die im Oktober 1994 in Hannover stattfand. Die Veranstalter hatten vier Themenschwerpunkte ausgewählt, einer war mit "Textur der Erinnerung - Ästhetisierung des Grauens" überschrieben. In diesem Zusammenhang, als Anregung für eine Diskussion mit den Teilnehmerinnen und Teilnehmern, ist dieser Text entstanden.

Während der Vorbereitung meines Beitrags stieß ich auf einige mir bis dahin unbekannte Fotografien. Eines der Fotos schien mir besonders gut geeignet, meine Überlegungen zum Verhältnis von Bildlichkeit und Erinnerung zu veranschaulichen. An einem vergleichsweise einfachen Beispiel lässt sich die komplexe Struktur anschaulich machen, in der sich private Erinnerungen, praktische Orientierungsbedürfnisse, ästhetische Wahrnehmungen, historische Erfahrungen und politische Wertungen verdichten. Diese Struktur betrifft nicht allein den öffentlichen Gebrauch solcher Fotografien, sondern gilt - in modifizierter Weise - auch für Ausstellungen, Denkmäler, künstlerische Äußerungen.

Das Foto zeigt eine Gruppe von Menschen, vier Frauen unterschiedlichen Alters, einen jungen und einen älteren Mann. Sie stehen auf einer grasbewachsenen Lichtung. Hinter ihnen beginnt der Wald, vor ihnen werfen Bäume Schatten auf den Boden. Die sechs stehen etwas unbeholfen, fast verlegen vor der Kamera: Einige verschränken die Arme hinter dem Rücken, eine der Frauen hält ihre Handtasche mit beiden Händen, eine andere klemmt sie fest unter den Arm. Nur zwei Frauen seher



Eine Familie, an dem nur durch einen Steinhäufen gekennzeichneten Massengrab in Židikai in Litauen, wo 3.000 Menschen den Tod fanden.

Foto: Entnommen aus: Mahnmale des Holocaust, Prestel Verlag, München 1994.

den Fotografen, die Fotografin direkt an. Der junge Mann, dessen Gestalt vor den Bäumen erst auf den zweiten Blick auszumachen ist, wendet sich ganz ab, die übrigen scheinen auf eine Stelle am Boden zu blicken. Folgt, wer das Foto anschaut, ihren Blicken, kann er - wiederum nur mit Mühe und etwas Phantasie, was allerdings an der schlechten Reproduktion liegen mag - in einer Senke einen kleinen Steinhäufen erkennen. Vermutlich wurde das Foto im Sommer aufgenommen, Kleidung und Vegetation legen das nahe. Der Stil

der Kleidung ist zeitlos, ob das Bild in den fünfziger Jahren aufgenommen wurde oder in den siebziger kann man ihm so nicht entnehmen. Sicher ließe sich mehr in Erfahrung bringen, hielte man es in den Händen. Format oder Papierqualität könnten Auskunft darüber geben, wann der Abzug hergestellt wurde; vielleicht ist er auf der Rückseite beschriftet.

Ein leicht verwackeltes Familienfoto, ein unprofessionell aufgenommenes Knipserbild - wenn die Personen auf dem Bild lächelten, könnte man denken, es handele



sich um eine Urlaubserinnerung. Sie lächeln nicht. Im Gegenteil: Sie schauen alle ernst und bedrückt.

Was hat dieses Foto mit der Erinnerung an Auschwitz, an den industriell organisierten Massenmord zu tun, den deutsche Nationalsozialisten an Juden, an Roma und Sinti begingen?

Ich habe die Aufnahme in dem von James Young herausgegebenen Katalog der Ausstellung "Mahnmale der Erinnerung" gefunden.¹ Im Katalog erklärt eine Bildunterschrift, an welchem Ort das Foto entstanden ist, sie nennt auch einen der Gründe, warum es aufgenommen wurde: "Eine Familie an dem nur durch einen Steinhauken gekennzeichneten Massengrab in Zidikai in Litauen, wo 3000 Menschen den Tod fanden. Da solche Grabstätten in der ehemaligen UdSSR inoffiziell bleiben mußten und oft beseitigt wurden, sind Schnappschüsse fürs Familienalbum das einzige Dokument."

Russische Juden, so heißt es weiter, die in den letzten Jahren nach Israel emigriert sind, übergaben diese und ähnliche Aufnahmen der Gedenkstätte Yad Vashem. Einzelpersonen, Familien oder größere Gruppen hatten sich an jenen Orten im Baltikum, in der Ukraine, in Rußland oder Weißrußland fotografieren lassen, wo SS-Einsatztruppen, häufig unter Beteiligung von Wehrmachtsangehörigen und lokalen Helfern hunderte, oft tausende jüdischer Männer, Frauen und Kinder erschossen haben. Ein Steinhauken, ein Davidstern aus Holz, der an einem Baum lehnt, schlichte hölzerne Gedenktafeln markierten Orte, an denen die Verbrechen begangen wurden und wo nach der Tat Massengräber die einzigen materialen Spuren der Mordaktionen blieben. In der früheren Sowjetunion wurden diese privaten Gedenkzeichen meist rasch entfernt. Offizielle

Denkmäler, die an die Ermordung der Juden erinnerten, gab es kaum.

Den Fotografen und die Abgebildeten mochten verschiedene Gründe bewogen haben, das Foto aufzunehmen. Darüber lassen sich nur Vermutungen anstellen. Für sich und nachfolgende Generationen dokumentierten sie, daß sie - Überlebende oder Angehörige der Opfer, die ihnen nahe gewesen waren und mit denen sie sich verbunden fühlten - an den Ort des Verbrechens gereist waren, um dort mit dem Steinhauken ein traditionelles Zeichen ihrer Erinnerung und ihrer Trauer um die Toten zu hinterlassen.

Implizit legten sie mit der Aufnahme auch Zeugnis von der Tat ab. Wo es weder Relikte noch Denkmäler gibt, ist nur dem der Ort ein Gedenkort, der weiß und der wissen will, was geschehen ist. Es verlangt aktive Anstrengung der Phantasie, das, was man sieht - den Wald, eine Lichtung -, mit dem, was man weiß, zu einem Bild zu verdichten.² Mit diesen Handlungen wird aus den unsichtbar in der Erde verscharrten Knochen ein Grab, ein Ort des Totengedächtnisses; schon damit beginnt Sinngebung.

Möglicherweise wußten oder ahnten die Männer und Frauen, daß ihr Erinnerungszeichen bald abgeräumt werden würde und fotografierten sich deshalb vor dem Steinhauken. Das Foto ersetzt den Grabstein; es wird zum Denkmal, das (bisher) an diesem Ort nicht aufgestellt werden konnte. Weit über den Aufnahmezeitpunkt hinaus besaß die Fotografie für ihre Besitzer besondere Bedeutung. Vermutlich wurde sie, wie es gängige Praxis bei Privatfotos ist, in einem Album oder einer Schachtel aufbewahrt, auf eine Kommode gestellt oder an die Wand gehängt und bei entsprechender Gelegenheit Familienmitgliedern oder Freunden gezeigt. Als Anlässe für Erinnerung und Beweisstücke dokumentieren Privatfotos den Wunsch, anderen nachvoll-

ziehbar zu machen, was man selbst erlebt, was oder wen man geliebt oder verloren hat. Ihre Botschaft vermitteln sie nur dann, wenn sie Bestandteil einer solchen Erzählung werden.

Mit der Aufbewahrung im jedermann zugänglichen Archiv, mit der Präsentation im Museum oder auch während einer Tagung verändert sich die Funktion der Fotografie als Anknüpfungspunkt subjektiver Erinnerungen: Der individuelle Akt der Erinnerung wird objektiviert, subjektive Erinnerung verwandelt sich in Gedächtnis, das nun als Objekt für Andere besteht. Was als Gedächtnis konstruiert wird, soll anderen in Erinnerung bleiben.³

So besteht die Möglichkeit, daß die Fotografie auch diejenigen nicht gleichgültig läßt, denen die Fotografierten fremd sind. Mich hatten zuerst die eigentümliche Vertrautheit des Bildes sowie die Diskrepanz zwischen dem Abgebildeten - so wenig ist zu sehen - und dem, wofür es laut Bildunterschrift steht, berührt. Das Foto gab meinen eigenen Assoziationen Raum, die mit Auschwitz nichts zu tun hatten, gleichzeitig ließ es Anstrengung und Begrenztheit des Vorstellungsvermögens deutlich werden. Als Wissenschaftlerin, die zur Zeit über Fotografien arbeitet, betrachte ich das Foto auch als historische Quelle. Wer hat es fotografiert? Wann? Aus welchem Anlaß? Wie wurde es aufbewahrt? Wem gezeigt? Wie und warum gelangte es ins Archiv der Gedenkstätte? Welche neuen Fragen ergeben sich damit für Privatfotografien als historische Quelle? Mich interessiert, was mit Fotografien geschieht, nachdem sie zum ersten Mal veröffentlicht wurden, in welchen Kontexten sie verwendet, wie sie betrachtet werden.

Als Erinnerungsanlaß, Auslöser von Gefühlen, Denkmal und Dokument vergegenständlicht ein Foto nicht die Vergangenheit oder Teile davon, sondern das Bild einer Vergangenheit, das sich eine spezifische Gegenwart davon gemacht hat. Das Foto stellt diese Gegenwart auf Dauer.

¹ James E. Young (Hg.): *Mahnmale des Holocaust, Motive, Rituale und Stätten des Gedenkens*, München 1994, S. 120, Abb. 4. Zum weiteren vgl. auch den im gleichen Band abgedruckten Aufsatz von Zvi Gitelman: *Die sowjetische Holocaust-Politik*, S. 115-123.

² Vgl. Detlef Hoffmann u.a.: *Vergegenständlichte Erinnerung*, unveröffentl. Typoskript, Essen 1991.

³ Vgl. Gertrud Koch: *Die Einstellung ist die Einstellung. Visuelle Konstruktionen des Judentums*, Frankfurt/M. 1992, S. 155f.



Zusammengesetzt aus individuellen und kollektiven, politischen und gesellschaftlichen Wünschen, Ängsten, Bedürfnissen, Leugnungen werden Erinnerungen in eine ästhetische Form gebracht. Erinnert wird das Abwesende, Vergangene, das als Vorstellung wiederkehrt, gebannt in der ästhetischen Form. Mit der visuellen Gestaltung treten Erinnerungen in Formtraditionen ein. Um etwa das Foto aus Litauen zu analysieren, muß man die Umstände berücksichtigen, in denen Privatfotos üblicherweise entstehen und aufbewahrt werden, was sie abbilden und in welcher Form. In diesen Zusammenhang hat sich der Fotograf mit der gewählten Perspektive, haben sich die Fotografierten mit Körperhaltung und Blickrichtung gestellt. Weil uns das Genre Familienfoto so vertraut ist, nehmen wir das Bild aus Litauen zugleich als bekannt und fremd, banal und schreckerregend wahr, fällt uns auf, was nicht in den Kontext bekannter Aufnahmen paßt. Entsprechend wären beim Denkmal gestalterische und rezeptionsästhetische Vergleiche aus anderen Bereichen der Denkmalsetzung heranzuziehen, Ausstellungen in Gedenkstätten wiederum beziehen sich, bewußt geplant oder nicht, auf die Ausstellungspraxis von (kultur-)historischen Museen.

Die Medien der Erinnerung auf ihre rhetorischen Figuren hin untersuchen, Metaphern, Metonymien, Symbole interpretieren, sie in einen Zusammenhang ästhetischer Traditionen stellen: Nicht ganz zu unrecht sehen manche darin die Gefahr, hinter der Deutung könne das Faktum, der Gegenstand in seiner Funktion als historisches Dokument verschwinden. Zudem mag in der Zurückhaltung von Historikern und Historikerinnen und auch vieler Überlebender die Befürchtung liegen, die entsetzliche, kaum in Worte zu fassende Erfahrung von sinnlosem Leid und Tod könne profanisieren werden.

Wenn man sich die Fotografie eingebunden in eine Ausstellung zur nationalsozialistischen Vernichtungspraxis vorstellt oder plakativ: ein Foto aus einem Konzentra-

tionslager, nachgestellt in einem Film,⁴ wird ein weiteres Problem deutlich, das in dem Titel "Ästhetisierung des Grauens" mitschwingt: die Möglichkeit visueller Darstellungen, Grauen in Ästhetik zu verwandeln, den Schrecken affirmativ zu erklären und ihm auf diese Weise Sinn abzapfen. Vielleicht hat das Mißtrauen Bildern gegenüber damit zu tun, daß anders als bei schriftlichen Dokumenten und Kommentaren, Inhalt und Wirkung nicht vollständig in Sprache übersetzbar sind, auch, daß wir gewohnt sind, Bilder mit der Wirklichkeit zu verwechseln und meist mit solchen zu tun zu haben, die direkt ans Gefühl appellieren. Zum unreflektierten Vorbehalt wird diese Erfahrung allerdings, wenn man davon ausgeht, es bestünde überhaupt eine Möglichkeit, über Auschwitz zu berichten, der die ästhetische Gestaltung nur als Mittel diene, das die Aussage selbst unberührt lasse.

In der Tat erschließen Quellenkritik und Analyse der ästhetischen Form allein nicht alle Aussagen bildlicher Vorstellungen. Weil sie an Phantasie und Reflexion appellieren, sind sie besonders geeignet, symbolische Bedeutungen und metaphorischen Sinn mit sich zu führen. Bilder wie auch Denkmäler oder historische Relikte und ihre Anordnung in der Ausstellung fordern den Betrachter, die Betrachterin zum Imaginieren auf. Imagination aber setzt auf Ähnlichkeiten von Erscheinungen und erlaubt, den jeweiligen Erfahrungen oder Erinnerungen entsprechend, verschiedene Deutungen. Dem unmittelbaren Eindruck, dem Identifikations- und/oder Authentizitätsanspruch, der jeder Fotografie - auch

dem Ort der Verbrechen oder historischen Relikten in einer Ausstellung - anhaftet, nicht aufzusitzen, erfordert Anstrengung, Kälte des Betrachtens. Was die Augen vortäuschen, muß der Verstand korrigieren. Erst die Distanzierung gibt dem Foto, dem Ort, dem Relikt seinen Platz in der Geschichte.

Ästhetischer Gehalt, ästhetische Formen verhalten sich nicht nur zum Thema einer Fotografie, eines Denkmals, einer Ausstellung, sondern auch zur Tradition von Formen. Sie beeinflussen das Gedächtnis ebenso wie die historischen Erinnerungen. Die Analyse von Fotografien, Denkmälern, den gestalteten Geländen ehemaliger Konzentrationslager oder Ausstellungen als ästhetische Objekte hebt deren dokumentarischen Charakter nicht auf, es verändert ihn.

Noch einmal zurück zu dem Foto aus Litauen: Aus der Not heraus, eine Hilfskonstruktion, weil es in Zidikai keine Gedenkstätte gibt, errichteten Angehörige der Opfer nationalsozialistischer Rassenpolitik am Tatort ihre private Gedenkstätte, zur Erinnerung an jemanden, den sie geliebt hatten. Dabei ließen sie sich fotografieren. Wir bleiben dieser Aufnahme gegenüber desinteressiert oder hilflos, wenn sie uns niemand erklärt, wenn wir ihre spezifische Geschichte nicht kennen. Je blasser die Erinnerungen werden, die sich an das Foto knüpf(t)en, desto mehr übernimmt es dokumentarische Funktionen. Wir nehmen wahr, was wir wiedererkennen: den Kleidungsstil etwa, der die Fotografierten so wenig interessiert hat wie das Laub der Bäume oder ihre Haltung, die uns von eigenen Familienbildern vertraut ist. An wen oder was sie in dem Augenblick dachten, als der Fotograf auf den Auslöser der Kamera drückte, was davor geschah oder danach, sehen wir nicht. (Vielleicht meinen wir, etwas davon zu sehen, weil wir mit dem Foto die Bildunterschrift lesen. Aber das ist nur eine Möglichkeit, es zu interpretieren.) Als Dokument irritiert das Bild aber

⁴ Jüngstes Beispiel an eher unerwarteter Stelle: In seinem Film "Die Bartholomäusnacht" dienen dem Regisseur Patrice Chéreau Aufnahmen der Alliierten von Leichenbergen und Massengräbern in Bergen-Belsen als Vorlage für die Inszenierung der grausamen Szenen nach der Ermordung tausender Hugenotten in Paris im Jahr 1572.

Zwischen dem unspektakulären Foto aus Litauen und den Aufnahmen der Alliierten scheinen Welten zu liegen. Auch, wenn keine Toten zu sehen sind, kann ein Foto auf Entsetzliches weisen; nur ist das nicht immer so offensichtlich.



auch: Warum lächeln die Abgebildeten nicht, wie wir es von ähnlichen Aufnahmen kennen? Warum wurden die Steine auf einer Waldlichtung niedergelegt, nicht auf einem Friedhof, wie es doch selbstverständ-

lich wäre? Diese Diskrepanzen führen zum Anlaß der Aufnahme, eine Erinnerungspur, an die das Nachdenken anknüpfen kann.

Cornelia Brink hat ihre Magisterarbeit über Ausstellungen in Gedenkstätten geschrieben und arbeitet im Moment an einer Dissertation über die Nutzung von Fotografien in Gedenkstätten.

AUSSTELLUNG ÜBER DAS KONZENTRATIONSLAGER ORANIENBURG

von Günter Morsch

Seit dem 2. Oktober 1994 zeigte die Gedenkstätte Sachsenhausen im Neuen Museum die Ausstellung "Konzentrationslager Oranienburg". Nach mehreren Wechselausstellungen sowie kleineren Werkstattausstellungen stellt sie den ersten Versuch seit Januar 1993 dar, der Gründung der Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten, in der Gedenkstätte Sachsenhausen auf der Grundlage neuer historischer Forschungen in einer großen historischen Ausstellung einem breiten Publikum die Geschichte des Konzentrationslagers anhand von mehr als 600 ausschließlich originalen Exponaten darzustellen.

Jetzt, nach über 2 Monaten Laufzeit, kann Jetzt, nach etwa 2 Monaten Laufzeit, kann in einer ersten Bilanz festgestellt werden, daß die Ausstellung von Publikum und Fachöffentlichkeit gleichermaßen sehr gut aufgenommen wurde. Sie hat zu einem deutlichen und merkbaren Anstieg der Besucherzahlen geführt, augenscheinlich vor allem Einzelbesucher und Kleingruppen, die in der Freizeit die Gedenkstätte besuchen. Auch das Echo in der überregionalen und regionalen Presse sowie den elektronischen Medien kann als durchgängig positiv bezeichnet werden. Kritisiert wurde lediglich die Beschränkung auf das historische Geschehen; Bezüge zu aktuellen Auseinandersetzungen mit dem Rechtsextremismus wurden vermißt. Überraschenderweise hat keiner der Rezensenten die

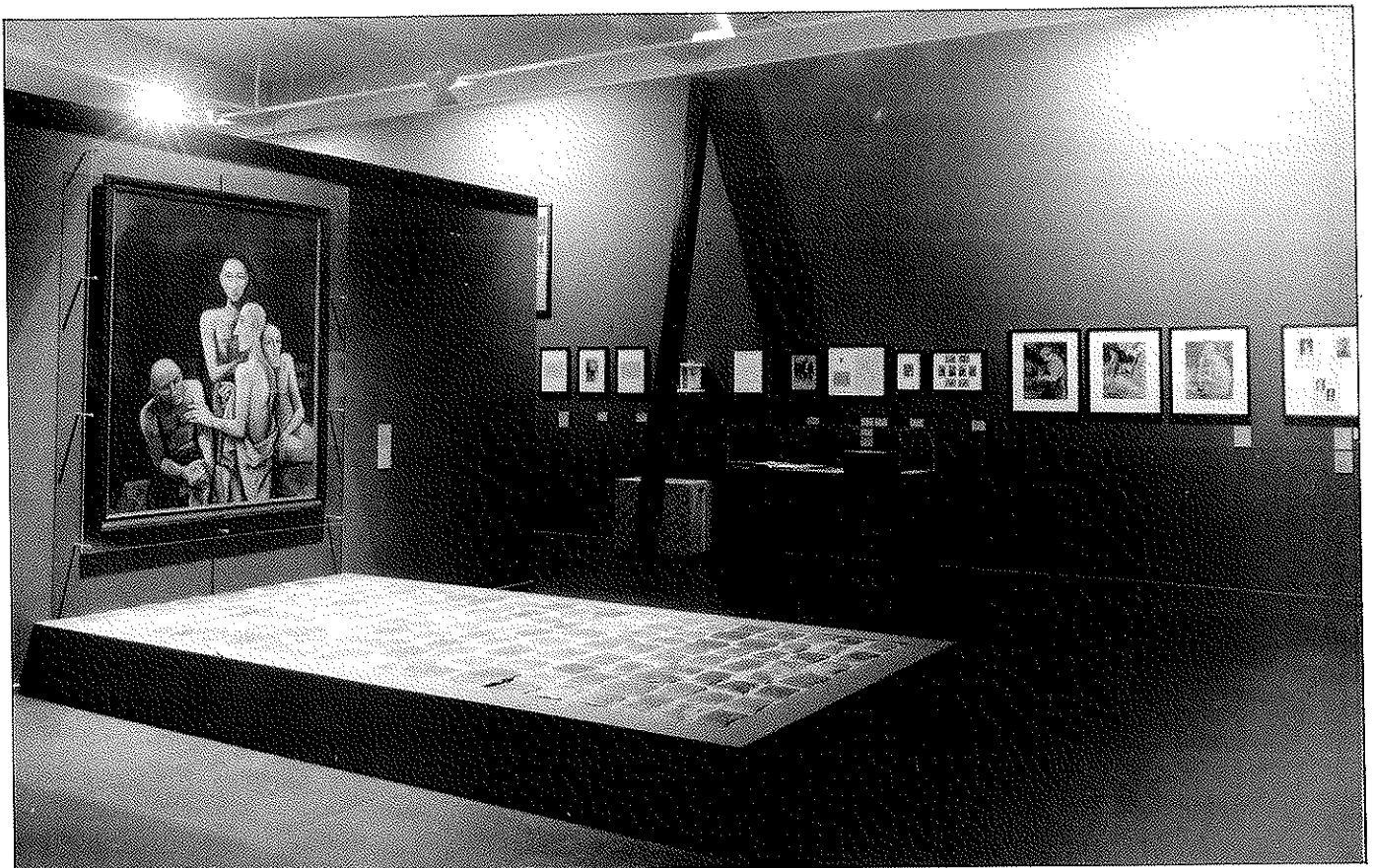
museale Darstellungsweise oder die Gestaltung verworfen. Hier hatte die Gedenkstätte angesichts manch kritischer Berichte über historische Ausstellungen zum Nationalsozialismus in München bzw. zur Darstellungsweise im Holocaust-Museum Washington mit Ablehnung gerechnet. Daß dies nicht geschehen ist, sondern eher im Gegenteil die Ausstellung, wie etwa die "Jüdische Wochenpost" schreibt, als sehr gelungen und sogar als "Maßstab" bezeichnet wurde, ist nicht nur für die Autoren relevant. Vielmehr zeigen die Reaktionen, daß inzwischen auch in deutschen Gedenkstätten die Freiräume größer geworden sind und daß auch im "Land der Täter" nicht mehr nur rein dokumentarische Darstellungsweisen akzeptiert werden. Besonders hervorheben möchte ich, daß offenbar weder ehemalige Häftlinge (von einer Ausnahme abgesehen) noch Vertreter von Opferorganisationen Anstoß an der inszenatorischen Gestaltung oder der Ausstellung von 'Täter-Exponaten' nahmen. Vor allem letzteres ist zumal in den ostdeutschen Gedenkstätten nicht selbstverständlich. Wenn die deutschen Gedenkstätten diesen ihnen inzwischen offenbar eingeräumten neuen Freiraum nutzen, wird ein deutsches Holocaust-Museum dadurch erneut ein Stück weit überflüssiger.

Im Begleitprogramm zur Ausstellung findet eine wissenschaftliche Vortragsreihe zur Geschichte der frühen Konzentrationslager in Zusammenarbeit mit der Gedenkstätte

deutscher Widerstand statt. In einem Oranienburger Kino werden außerdem zeitgenössische Filme gezeigt, die den damaligen Häftlingen des KZ Oranienburg von ihren SA-Bewachern gleichfalls vorgeführt wurden, darunter Filme aus russischen Filmarchiven, die als verschollen galten.

Im folgenden wird die Einleitung des zur Ausstellung im Hentrich-Verlag erschienen Katalogs (Günter Morsch (Hrsg.), Konzentrationslager Oranienburg, ISBN 3-89468-151-9) abgedruckt. Die abgebildeten Fotos aus der Ausstellung hat Hermann Kiessling angefertigt.

Am Anfang von "Sachsenhausen" stand "Oranienburg". Eine kaum 30.000 Einwohner zählende Kleinstadt vor den Toren der Reichshauptstadt und ein Stadtteil dieser Kleinstadt gaben zwei wichtigen nationalsozialistischen Konzentrationslagern ihre Namen. Im Laufe der Jahre verschwimmen ihre Konturen immer mehr. Aus zwei zeitlich aufeinanderfolgenden Konzentrationslagern wird ein einziges. Viele Briefe, die uns vor allem aus dem Ausland erreichen, sind an die Gedenkstätte des Konzentrationslagers Oranienburg adressiert. Selbst ehemalige Häftlinge benutzen diese Bezeichnung, wenn sie von ihren Erlebnissen in Sachsenhausen berichten. Zum anderen sind auch im Berlin-Brandenburgischen beheimatete Medien nur schwer davon abzubringen, vom KZ Sach-





sachsenhausen zu sprechen, wenn sie das in der Innenstadt Oranienburgs liegende Gelände meinen, auf dem das Konzentrationslager Oranienburg untergebracht war. Als 1992 eine Supermarktkette ihre Absicht bekannt gab, auf dem unmittelbar angrenzenden Gelände ein Lebensmittelgeschäft zu errichten, war in Erinnerung an die Diskussionen von Ravensbrück die Empörung groß, da die genaue Lage des KZ nicht mehr bekannt war. Die auf Bitten der Stadt daraufhin von der Gedenkstätte durchgeführten Recherchen ergaben, daß nicht der geplante Lebensmittelmarkt wohl aber das bereits in den sechziger Jahren gebaute ehemalige Volkspolizeikreisamt sich auf dem Gelände des Konzentrationslagers befindet. Oranienburg - das vergessene Konzentrationslager? Diese Formulierung ist vielleicht überzogen. Aber die Tatsache, daß die Erinnerung an dieses erste KZ im Berlin-Brandenburgischen von dem Gedenken an das sehr viel größere KZ Sachsenhausen überlagert zu werden droht, hätte uns Anlaß genug geben können, um sechzig Jahre nach der Ermordung Erich Mühsams und der Schließung des KZ mit einer großen Ausstellung sowie einer Vortragsreihe an das SA-Lager zu erinnern. Die Verwechslungen und Verwischungen aber sind nicht nur Ergebnis von Vergessen und Verdrängen. Mindestens genauso bedenklich erscheint die Gefahr einer unhistorischen Gleichsetzung beider Lager. Gerade in den letzten Jahren, vermehrt seit dem Zusammenbruch der Ostblockstaaten und den einsetzenden nationalistischen und ethnischen Konflikten hat die mit dem sogenannten deutschen Historikerstreit bekannt gewordene Tendenz historischer Relativierung immer größere Verbreitung gefunden. Ist es denn wirklich so, daß die Unterschiede zwischen Workuta und Auschwitz oder zwischen einem serbischen Lager und Buchenwald lediglich Marginalien sind, die bloß Historiker interessieren? Die Gedenkstätte Sachsenhausen ist in dieser Hinsicht ein gebranntes Kind. Noch ist der teilweise erbittert geführte Streit über die sogenannte Vergleichbarkeit von NKWD-Speziallagern und Konzentrationslagern Sachsenhausen nicht ausgestanden,

auch wenn die Fachwissenschaft mit der Kurzformel "Vergleichen - ja! Gleichsetzen - nein!" eine allgemein akzeptierte Handlungsmaxime gefunden zu haben scheint. Genauigkeit und Präzision historischer Urteile sind also in Sachsenhausen besonders gefordert.

Leuchtet die Differenzierung von verschiedenen Lagersystemen vielleicht noch ein, so mag für manchen die Unterscheidung zwischen frühen Konzentrationslagern, die man fälschlicherweise auch "wilde" KZ nennt, und den späteren staatlichen Konzentrationslagern, für die mit dem im Sommer 1936 eingerichteten KZ Sachsenhausen ein Modell geschaffen werden sollte, eher akademisch sein. Die Frage nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden, nach Kontinuitäten, Veränderungen und Brüchen ist es jedenfalls, die unser inhaltliches Hauptinteresse an der historischen Darstellung des Konzentrationslagers Oranienburg bestimmt hat.

Der Tag, an dem die SA-Standarte 208 das Lager mit der Einlieferung von vierzig Gefangenen eröffnete, der 21. März 1933, galt später im nationalsozialistischen Kalender als "Tag der erwachten Nation". Während die alten Eliten, allen voran Reichsmarschall Hindenburg, in der Potsdamer Garnisonskirche Hitler das preußisch-wilhelminische Erbe zu Füßen legten und ihm andienten, genau in diesen Tagen entstanden viele der frühen Konzentrationslager, wie Coburg und Colditz, Dachau und Heuberg, Königsbrück und eben auch Oranienburg. Das zentrale Element des nationalsozialistischen Terror-Systems wurde so in wenigen Tagen und Wochen zu einem flächendeckenden Netz entwickelt. Heruntergekommene Zuchthäuser und ehemalige Kriegsgefangenenlager, alte dunkle Burgen und morastige Arbeitsdienstlager, berüchtigte SA-Stummlöcher und leerstehende Arbeitshäuser dienten den Nationalsozialisten zur Unterbringung ihrer Opfer. Diese beispiellose "Gründerwelle" brach sich innerhalb kürzester Zeit mit solch spontaner Wucht Bahn, daß die staatlichen Stellen, die neugegründete Geheimen Staatspolizei ebenso wie die Justiz, Wochen und Monate brauchten, um die

Entwicklung einigermaßen zu koordinieren, zu kanalisieren und zu legalisieren. Diesem Prozeß haben die frühen Konzentrationslager den Beinamen "wilde" KZ zu verdanken. Wir wissen aber heute, daß die Einrichtung von Konzentrationslagern von den Nationalsozialisten schon lange vor ihrer Machtergreifung geplant und angekündigt worden war. Außerdem bemühte sich der NS-Staat um eine schnelle Anerkennung der Lager, die ihren Abschluß in der fiskalischen Übernahme durch den Staatshaushalt fand.

Trotzdem ist der Unterschied zu den von Himmler ab 1935 geplanten und ab 1936 mit Sachsenhausen erstmals realisierten und dem Reichsführer SS und Chef der Deutschen Polizei unterstellten Konzentrationslagern offensichtlich. Waren erstere typische Produkte der Bewegungsdynamik des Nationalsozialismus, so sind letztere ein mit den unterschiedlichen Machtsäulen des "Dritten Reiches", mit der Partei und der Wehrmacht, mit der Wirtschaft und dem Staatsapparat, abgestimmtes Ergebnis der militärischen, ökonomischen, bevölkerungspolitischen und sozialen Planungen, die im sogenannten Zweiten Vierjahresplan ihren institutionellen Ausdruck fanden. Der spontanen "Gründerwelle" entspricht daher die Umfunktionierung vorhandener Lager, Gefängnisse und Fabriken. Dagegen entstanden die neuen, wie Himmler sagte, "modernen" Konzentrationslager auf dem Reißbrett der Architekten. Beispielhaft kann dies in Sachsenhausen veranschaulicht werden, wo nach einer Geometrie des totalen Terrors und den Prinzipien der Mikrophysik der Macht ein Lager entstand, das sich an barocken Vorbildern eines "Panopticons" orientierte: vom Wachturm A aus, dem Ort auf den das gesamte Lager hin ausgerichtet war, konnte ein einziger Maschinengewehrschütze das ganze, im Halbkreis ringförmig angelegte Häftlingslager einsehen, bewachen und gegebenenfalls beherrschen.

Die ehemalige Brauerei dagegen, 1925 geteilt und von der AGO bis zur Weltwirtschaftskrise mehr schlecht als recht für die Produktion von Radiogeräten genutzt, lag in unmittelbarer Nähe zu Schloß und





Stadtzentrum an der belebten Ausfallstraße nach Berlin. Nur an einer Seite war es von einer Fabrikmauer begrenzt. Von den Grundstücken der benachbarten Einfamilienhaussiedlung dagegen war das KZ-Gelände hinter Zäunen und Stacheldraht stets ohne weiteres einsehbar. Die Oranienburger KZ-Insassen zogen täglich in Kolonnen durch die Straßen, weil die SA sie für Straßen- und Forstarbeiten an die Stadt und die umliegenden Ortschaften, später auch für Hilfsarbeiten an Privatleute vermietete. Die lokalen Tageszeitungen berichteten regelmäßig, wenn neue Gefangene in das Lager verschleppt wurden, über Entlassungen und organisatorische Veränderungen im Lager. Sie veröffentlichten sogar die Bekanntmachungen des Lagerkommandanten an die Angehörigen der Häftlinge. Schließlich lud der Kommandant nationale und internationale Pressevertreter zur Besichtigung ein, auch Berliner Prominente wurden geführt, Rundfunksendungen, "Das KZ musiziert", wurden übertragen und nicht zuletzt sogar mindestens ein Wochenschaufilm im KZ gedreht, der in den Kinos kurz vor dem Hauptfilm des Abends, die "Blonde Christel" oder "Ein Mädchen von der Reeperbahn", in ganz Deutschland zu sehen war. Den Höhepunkt dieser Werbestrategie für das KZ in der Stadt bildete im Frühjahr 1934 eine "Braune Messe" in Oranienburg, auf der unter anderem Schiffsmodelle, ein Segelflugzeug und andere Bastelarbeiten zu sehen waren, welche die Gefangenen angefertigt hatten.

Diese vorgetäuschte Lagerpolitik des "gläsernen KZ" hatte zum einen sicher das Ziel, der, wie es hieß, "jüdisch-bolschewistischen Hetzkampagne" ein Bild von Disziplin und Korrektheit entgegenzustellen, das KZ als Erziehungsmaßnahme zu popularisieren, in dem "Irgeleitete" und "Verhetzte" durch harte Arbeit umerzogen wurden, ein nicht nur an den Stammtischen, sondern auch von Erziehungswissenschaftlern seinerzeit gepriesenes didaktisches Instrument. Darüber hinaus aber reflektierte diese Offenheit das von der SA so empfundene und von nicht geringen

Teilen der Bevölkerung wohl akzeptierte quasi natürliche Recht des Siegers auf Rache. Auch heute noch kann man z. B. bei Sebastian Haffner nachlesen, gemessen an der "Terreur" der Französischen Revolution wäre die Abrechnung der Nationalsozialisten mit ihren Gegnern eher gemäßigt ausgefallen. Mit dem Argument, daß die Kommunisten an der Macht mit den Nationalsozialisten auch nicht glimpflicher umgesprungen wären, konnte man in weiten Kreisen der Bevölkerung, vor allem aber bei den traditionellen Eliten zwar nicht immer Verständnis, aber zumindest achselzuckende Gleichgültigkeit wecken. So gesehen hatte die SA nichts zu verbergen. Ganz anders 1936. Die Bekämpfung politischer Gegner besaß drei Jahre nach der Machtergreifung nicht mehr die gleiche Glaubwürdigkeit. Der "Erziehungsgedanke" der Frühzeit war in dem Maße verschlissen, in dem Millionen selbst die Unsinnigkeit von schikanösem Drill und nationalsozialistischer Phrasenpropaganda erkannten.

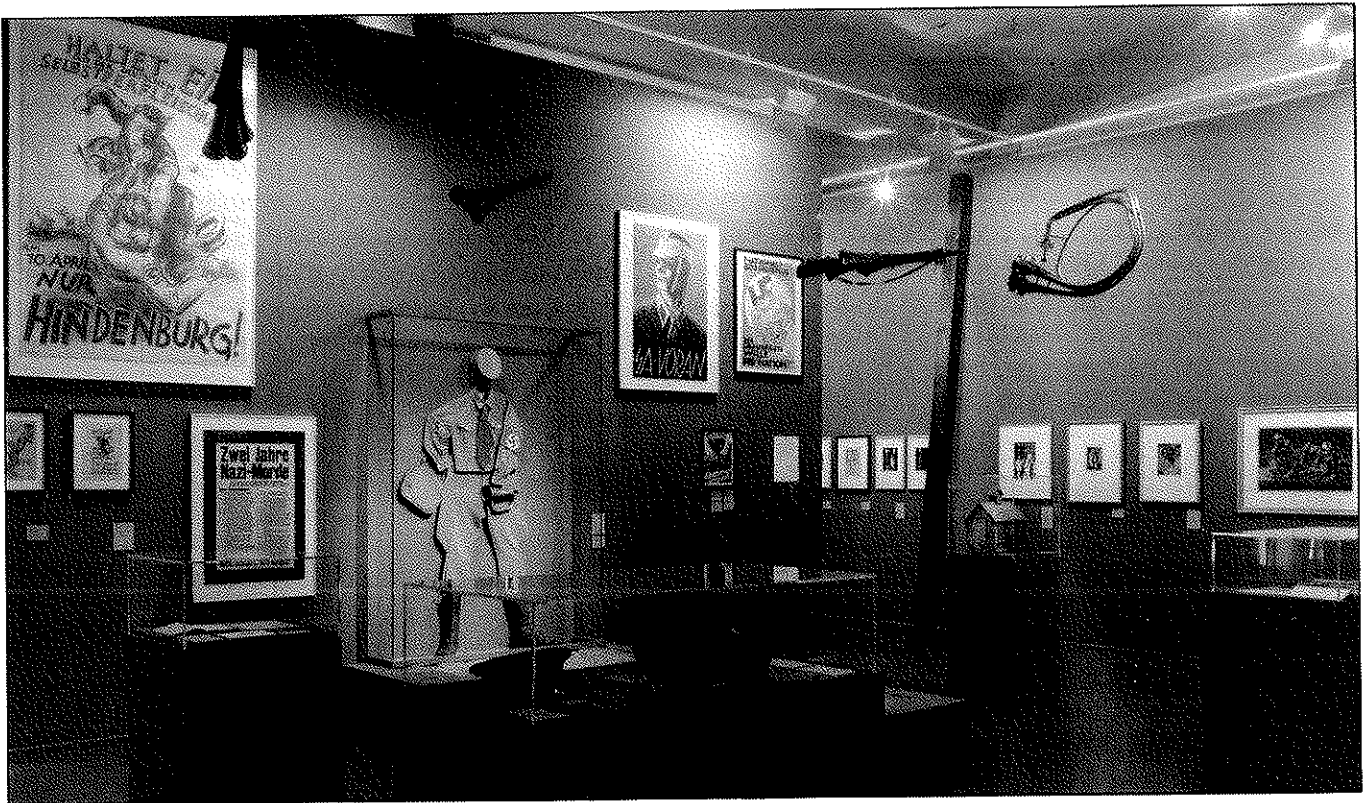
Sachsenhausen, das neuartige KZ, wurde an den Stadtrand in einen Forst verpflanzt. Das eigentliche Häftlingslager war umgeben von einem Schutz- und Sichtwall funktionaler Gebäude. Nicht genug, an der Hauptstraße, die am KZ vorbeiführte, baute man idyllisch wirkende Einfamilienhäuser im sogenannten "Heimatschutzstil" für SS-Offiziere des Lagers.

Da Sachsenhausen das Muster- und Vorzeigelager der Reichshauptstadt war, fanden zwar weiterhin bis in den Krieg hinein Führungen für Interessierte, darunter auch ausländische Pressevertreter, statt. Fotoaufnahmen waren jedoch nicht erlaubt, Berichte unterlagen einer strengen Zensur und der Besichtigungsrundgang war bis in alle Einzelheiten so genau arrangiert und inszeniert, daß dem Besucher leicht Potemkinsche Dörfer vorzugaukeln waren. Der entscheidende Funktionswandel des Konzentrationslagers in den Jahren 1933 bis 1936 läßt sich aber vor allem an der Anzahl, der Herkunft, der Zusammensetzung und der Behandlung der Häftlinge festmachen. In Oranienburg waren nie mehr als 1.200 Gefangene zur gleichen

Zeit inhaftiert. Insgesamt befanden sich im kleinstädtischen Konzentrationslager bis zur Schließung Mitte Juli 1934 nach unseren Recherchen etwa 3.000 Häftlinge. Die genaue Zahl der Opfer läßt sich nicht mehr ermitteln. Die Namen von acht Häftlingen, die an den Folgen der Mißhandlungen gestorben sind, sind uns bekannt. Hinweise auf acht weitere Morde lassen sich leider nicht mehr konkretisieren. In Sachsenhausen dagegen, von Architekten für etwa 10.000 Häftlinge projektiert, wurden die Toten schon in den beiden ersten Jahren des Bestehens nach Hunderten gezählt, von den Dimensionen der späteren Verbrechen ganz zu schweigen.

Oranienburg war in erster Linie ein Lager für Brandenburg und Berlin. Die SA machte Jagd auf ihre vormaligen Gegner im Straßenkampf. Mitglieder und lokale Funktionäre aus der Arbeiterbewegung, insbesondere der KPD, stellten die Hauptopfergruppe. Ab dem Frühsommer 1933 erkannte auch das Geheime Staatspolizeiamt die Vorteile dieses 35 km von der Prinz-Albrecht-Straße entfernten, jedoch mit der S-Bahn gut erreichbaren KZ: Oranienburg war offenbar gleichzeitig nah und fern genug, um exponierte Nazi-Gegner aus der SPD in Haft zu halten, wie Ernst Heilmann, Friedrich Ebert und Franz Künstler, den Chefredakteur der "Roten Fahne", Werner Hirsch, Pazifisten wie Kurt Hiller und Gerhart Seger, den Anarchisten Erich Mühsam, den Intendanten und den populären Sprecher der "Berliner Funkstunde" Hans Flesch und Alfred Braun, die kritischen Schriftsteller Armin T. Wegener und Ehm Welk oder den Maler Rudolf Karl von Ripper.

Die Zusammensetzung der Häftlinge des Konzentrationslagers Oranienburg entsprach in etwa den verwaschenen Feindbildern der Nazibewegung in der sogenannten "Kampfzeit". Für diese war es bezeichnend, daß mit wenigen Ausnahmen jüdische Häftlinge wegen ihres Glaubens und ihrer Herkunft allein kaum in die frühen Lager eingewiesen wurden, sondern vor allem dann, wenn sie dem nationalsozialistischen Klischee des jüdischbolschewistischen Intelligenzlers entsprachen.



Dies trifft selbst auf die vierzig Jugendlichen im Alter von dreizehn bis zwanzig Jahren aus dem Jüdischen Erziehungsheim in Wolzig bei Königs-Wusterhausen zu, denen man kommunistische Agitation vorgeworfen hatte. Die Bildung einer speziellen "Judenkompanie" und die besonders erniedrigende und brutale Behandlung der jüdischen Häftlinge läßt allerdings die spätere Ausgrenzung der Juden erahnen. Bezeichnender für die frühen Konzentrationslager waren aber eher solche Erscheinungen wie die, daß der Vater den Sohn bewachte und der Nachbar den Nachbarn folterte.

Sachsenhausen dagegen war mehr als das "Konzentrationslager der Reichshauptstadt", wie es auf den SS-Briefköpfen firmierte. Himmler hatte ihm für ganz Norddeutschland eine zentrale Rolle zugewiesen. Nicht mehr verwaschene Feindbilder von rachsüchtigen Nationalsozialisten, sondern pseudo-wissenschaftliche Sozial- und Rassetypologien von jungen Bevölkerungspolitikern, staatsbediensteten Arbeits- und Sozialplanern, universitären Eugenik- und Rassenforschern legten die Kriterien bereits präventiv fest. Die politischen Häftlin-

ge wurden so zu einer immer stärker schrumpfenden relativen Minderheit. Entlassungen, wie sie noch im KZ Oranienburg die Regel gewesen waren, gab es kaum noch. Auf Dauer werde man, wie Himmler Göring 1937 ankündigte, mindestens eine halbe Million 'überflüssiger Existenzen' in den Konzentrationslagern auf Dauer isolieren, weil sie den Aufbau des neuen Deutschlands störten. Inwieweit man damals schon an eine Vernichtung größerer Gruppen dachte, läßt sich allerdings noch nicht mit Sicherheit sagen. Das ökonomische Motiv dagegen, die Produktivierung des Häftlingseinsatzes, war eindeutig nachgeordnet.

Die Funktionen und Aufgaben der frühen Konzentrationslager lassen sich im weitesten Sinne in den Rahmen der nicht untypischen Sicherheitspolitik diktatorischer Gewaltregime einordnen. Die politischen Gegner und die aus anderen Gründen Oppositionellen werden verfolgt und inhaftiert. Die von jeder Rechtsbindung losgelöste politische Polizei verbreitet Angst und Schrecken und foltert, um Geständnisse zu erpressen, Menschen einzuschüchtern und ihre Persönlichkeit zu zerbrechen. Mit

Sachsenhausen dagegen rückt das Konzentrationslager von der Peripherie in das Zentrum nationalsozialistischer Gesellschafts-, Bevölkerungs- und Rassenpolitik. Es wird darüberhinaus zum Instrument militärischer und wirtschaftlicher Mobilmachung. Sicherheitspolitik ist nur noch eine Funktion der Lager unter anderen, nicht einmal mehr die wichtigste.

Wir haben angesichts der eingangs festgestellten Verschmelzung der frühen Konzentrationslager mit denen einer späteren Entwicklung die Unterschiede akzentuiert. Es soll hier jedoch nicht der Eindruck erweckt werden, als habe es sich um völlig unterschiedliche Erscheinungen gehandelt. Dafür ist auch der angesprochene Zeitraum zu kurz. Schließlich gab es schon 1933 Lager wie vor allem Dachau, die in Aufbau und Funktion den späteren Konzentrationslagern als Vorbild galten. Aus dem Blickwinkel der Opfer betrachtet, die, wie z.B. Kurt Hinze, 1933 ihre 'Karriere' als Konzentrationär in Oranienburg begannen und nach vielen Zwischenstationen im Zuchthaus Brandenburg, im Moorlager 11 und in Sonnenburg nach Sachsenhausen in Oranienburg zurückkehrten, waren die Unter-



schiede zwischen beiden Lagern im eigenen Leiden wohl kaum meßbar.

Am Anfang von Sachsenhausen stand Oranienburg. Diesen Satz hat die Gedenkstätte auch als Handlungsmaxime zur Verwirklichung ihres neuen Gesamtkonzepts genommen. Mit der Ausstellung "Konzentrationslager Oranienburg" beginnt der schrittweise Neubau der künftigen Dauerausstellung in Gedenkstätte und Museum Sachsenhausen. Seit der Gründung der Gedenkstätte im Jahre 1961 wurden nur geringfügige Veränderungen vorgenommen. Zunehmend hatte auch die DDR-Gedenkstättenleitung dies als einen Mangel empfunden. In ihren Anstrengungen zur Neukonzeption der Ausstellungen sah sie sich jedoch durch ein enormes Defizit an wissenschaftlicher Forschung entscheidend gehemmt. Die Wende 1989 eröffnete die Chance, Voreingenommenheiten und Auslassungen, Einseitigkeiten und ideologisch bestimmte Vorgaben zu überwinden, indem die Geschichte des Konzentrationslagers auf dem Niveau moderner historischer Zeitgeschichtsforschung dargestellt wird. Die Arbeiten an dieser überfälligen Neukonzeption konnten erst begonnen werden, nachdem im Januar 1993 mit dem Zusammenschluß der Gedenkstätten Brandenburg, Ravensbrück und Sachsenhausen in der Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten der organisatorische, personelle und finanzielle Rahmen gefunden worden war.

Mit der Ausstellung "Konzentrationslager Oranienburg" wird eine der Empfehlungen der sogenannten Expertenkommission vom Januar 1992 verwirklicht. Exemplarisch können Ursachen und Folgen der nationalsozialistischen Machtergreifung und die Durchsetzung des nationalsozialistischen Terrorsystems gezeigt werden. Das Thema hat außerdem den Vorteil, daß es im Vergleich zur Geschichte Sachsenhausens aufgrund neuerer Publikationen, deren Autoren in diesem Band vertreten sind, vergleichsweise gut erschlossen ist. Bei ihren Vorrecherchen stießen die Mitarbeiter der Gedenkstätte außerdem auf den nahezu vollständig erhaltenen, außerordentlich wertvollen Bestand der ehemaligen Häft-

lingskartei, die für die Ausstellung erstmals ausgewertet werden konnte.

Auch bei unseren Überlegungen zu Struktur und Gestaltung der Ausstellung stand der Vergleich mit der Geschichte des Konzentrationslagers Sachsenhausen im Vordergrund. Dabei schien uns die topographische Lage des KZ Oranienburg ein Schlüssel zu sein für das Verständnis der Charakteristik seiner Geschichte. "Das KZ in der Stadt" - unter diesem Titel lassen sich wie in einem Brennglas ganz unterschiedliche Sichtweisen auf das Lager zusammenfassen. Dies reflektiert auch die Exponatelage: Gegenständliche oder auch schriftliche Überlieferung, die direkt aus dem KZ stammt, gibt es nur noch in ganz geringem Umfang. Mit Ausnahme des historischen Hopfplasters sind nach Zerstörung, Abriß und Neubebauung weder bauliche Überreste noch Teile aus dem Inventar des Konzentrationslagers Oranienburg auffindbar.

Überraschend zahlreich dagegen waren die noch auffindbaren und ausstellbaren Spuren, die das KZ in Kunst und Literatur hinterlassen hat. Oranienburg war in der Frühzeit der NS-Diktatur zeitweise zum Synonym des nationalsozialistischen Terrors schlechthin geworden. Vor allem das Buch von Gerhart Seger, das in sechs Sprachen übersetzt wurde, und seine umfangreiche Reise- und Vortragstätigkeit war für diesen hohen Bekanntheitsgrad verantwortlich. Daß der Lagerkommandant Werner Schäfer in einer Art 'Anti-Braunbuch' versuchte, das Lager mit ausführlichen, bebilderten Schilderungen als eine Art Erziehungsheim hinzustellen, trug ebenfalls zu seinem Ruf bei. Schließlich zog Oranienburg aufgrund seiner Nähe zu Berlin die Aufmerksamkeit der in der Reichshauptstadt akkreditierten Auslandskorrespondenten in besonderem Maße auf sich.

Diese unterschiedlichen Berichte über Folter und Mord, insbesondere an dem unter Künstlern sehr bekannten Erich Mühsam, gaben den Anstoß für verschiedene Literaten und Maler, sich mit dem KZ bzw. mit dem Terror der frühen Jahre mit Mitteln der Kunst auseinanderzusetzen. In der Ausstellung werden diese Ergebnisse teilweise zum

ersten Mal präsentiert. Wir hielten es daher für erforderlich, auch im Katalog die kunsthistorischen Aspekte durch Fachautoren darstellen zu lassen. Eine Wiederentdeckung ganz besonderer Art scheinen die Werke des österreichischen Künstlers Rudolf Karl von Ripper zu sein. Ripper, der im Columbia-Haus und in Oranienburg schwer gefoltert worden war, verarbeitete seine Hafterlebnisse in einer Reihe von surrealistisch verfremdeten Zeichnungen, die im Herbst 1935 in Paris und London ausgestellt wurden und seitdem fast vergessen sind.

Die aufgrund der besonders wertvollen Leihgaben zunächst als Sonderausstellung gezeigte Ausstellung "Konzentrationslager Oranienburg" soll später in gekürzter und überarbeiteter Form im Neuen Museum der Gedenkstätte Sachsenhausen die Besucher einleitend an die Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager heranführen. Das bereits angesprochene neue Konzept der Gedenkstätte sieht vor, die zukünftige Ausstellung zu dezentralisieren. In den erhaltenen Originalgebäuden werden kleinere Ausstellungseinheiten gezeigt werden, die inhaltlich mit der Geschichte dieser Gebäude verknüpft sind. Auf diese Weise soll auch den Erwartungen der vielen tausend Besucher entsprochen werden, die in der Hauptsache wegen der Authentizität des Ortes die Gedenkstätte besuchen. Diesem am konkreten historischen Ort orientierten, mit den unabdingbaren und umfangreichen Restaurierungs- und Sanierungsmaßnahmen verknüpften dezentralen und integrativen Gesamtkonzept entspricht es, daß die Ausstellung "Konzentrationslager Oranienburg" vor dem Bereich des ehemaligen Häftlingslagers in dem Neuen Museum verbleibt, das 1961 von der DDR als "Museum des antifaschistischen Widerstandskampfes der europäischen Völker" gebaut wurde.

Dieser Beitrag baut zum größten Teil auf die Einleitung des Ausstellungskatalogs auf: Günter Morsch (Hg.): Konzentrationslager Oranienburg, ISBN 3-89468-151-9)

Dr. Günter Morsch ist Leiter der Gedenkstätte und des Museums Sachsenhausen. Alle Fotos: Hermann Kiessling, Berlin



BEGEGNUNGSSTÄTTE ALTE SYNAGOGEN - EINE ARCHITEKTONISCHE SKULPTUR ALS GE- DENKSTÄTTE UND LERNORT IN WUPPERTAL

von Ulrike Schrader

Vorgeschichte

In der Nacht vom 9. zum 10. November 1938 wurden - auf höheren Befehl und unter Duldung der Bevölkerung - die beiden großen Synagogen in Wuppertal in Brand gesetzt, die Kapelle auf einem der drei jüdischen Friedhöfe niedergebrannt und die beiden kleinen Beträume der orthodoxen und der ostjüdischen Juden demoliert. Wie überall, wurden zahllose Geschäfte jüdischer Inhaber zerstört und geplündert, in Wohnungen jüdischer Familien eingebrochen und gestohlen. 125 Wuppertaler Juden wurden verhaftet und nach Dachau transportiert.

Von den über 3000 Juden, die in der Weimarer Zeit - ihrer wohl besten - im Tal gelebt hatten, emigrierten ca. 1800 vor Schließung der Grenzen, ungefähr 20 setzten ihrem Leben vor der drohenden Deportation selbst ein Ende, während über 1000 in fünf Massentransporten in Konzentrationslager deportiert und dort oder anderswo ermordet wurden.

Das ist das erbärmliche Ende einer Lokalgeschichte, wie sie seit einiger Zeit häufig geschrieben werden.

Auf dem Gelände der Barmer Synagoge (heute Zur Scheuren 18) wurde nach dem Krieg ein größeres Wohnhaus gebaut. Das der Elberfelder Synagoge (Genügsamkeitsstraße) blieb frei und wurde als Parkplatz genutzt - von den Angestellten des in unmittelbarer Nähe liegenden Rathauses.

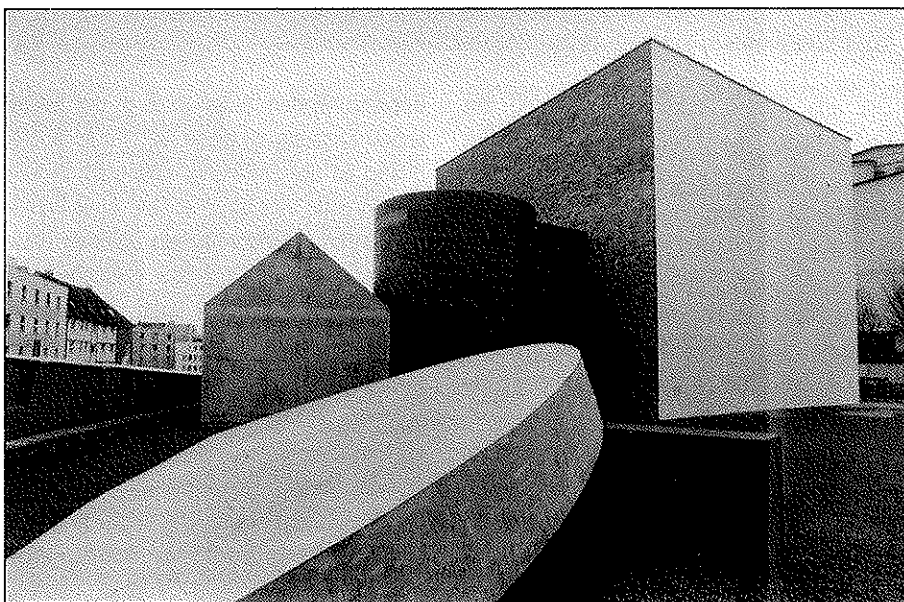
Diese Tatsache führte 1986, als ohnehin das Phänomen gesellschaftlicher Sensibilisierung für den Umgang der Deutschen mit ihrer Vergangenheit zu beobachten war

(Bitburg, das Fassbinder-Stück in Frankfurt, der Historikerstreit mögen dafür Auslöser gewesen sein) zum Eklat im Rat der Stadt an der Wupper: Der Fraktion der Grünen fiel auf, daß die Parkplatzsituation eine extrem unwürdige sei, und zwar vor allem deshalb, weil Joseph Goebbels nach den Pogromnächten vorgeschlagen hatte, doch die freigewordenen Flächen der über 300 Synagogen als Parkplätze zu nutzen. (Tatsächlich schien das nicht nur in Wuppertal in die Tat umgesetzt worden zu sein). Die etablierten Fraktionen brauchten einige Zeit, um sich einen Schuh wieder

zenden des seit Juni 1993 existierenden Trägervereins, Pfarrer im Ruhestand Eberhard Röhrig.

Baubeschreibung

Das aus einem eingeschränkten Wettbewerb ausgewählte Architekten- und Künstlerteam Peter Busman, Godfried Haberer, Zbyszek Oksuta und Volker Püschel hatte ein am nördlichen Rand der Elberfelder Innenstadt gelegenes Gelände in Hanglage zu gestalten, auf dem noch Mauerreste der alten Synagoge gefunden wurden. Die in den 50er Jahren auf das Niveau der Ge-



auszuziehen, den ihnen die Grünen gar nicht hingestellt hatten, beschlossen dann aber einstimmig, im Dezember 1987, den Bau einer Gedenkstätte auf dem Gelände der ehemaligen Elberfelder Synagoge.

Am 15. April 1994 wurde die Begegnungsstätte Alte Synagoge Wuppertal feierlich eingeweiht, unter Beteiligung von Ignatz Bubis, Johannes Rau, der Oberbürgermeisterin Ursula Kraus und dem Vorsit-

nugsamkeitsstraße eingeebnete Fläche wurde wieder terrassiert, so daß zwei Ebenen entstanden. Oben befinden sich nun der Garten, der große Kubus, die Rotunde und das lange Haus, unten, von der rekonstruierten Krugmannsgasse aus begehbar, das Souterrain mit Büro, Seminarraum, Küche, und Technik-Räumen.

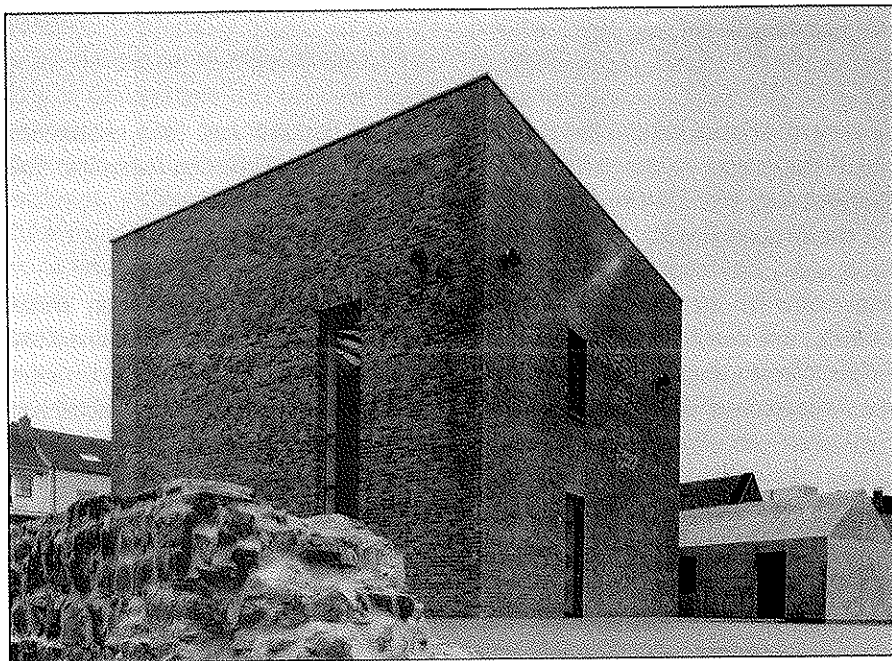
Das einzige auratische Element des Gebäudeensembles ist die Ruine der Nord-



mauer - wenn man so will, das Zentrum des Gedenkstättenkomplexes. Alle anderen Gebäude und landschaftlichen Gestaltungen sind neu, konstruiert und, schenkt man den Architekten Glauben, Objekte vorbehaltloser und subjektiver Ausdeutung.

Lebendigen, und wo das Leben wächst, verringert sich das Tote." Mehr als der Inhalt, der sich auf den Kampf der krummen Bäume im Garten zu beziehen scheint, gibt die Tatsache ein Rätsel auf, warum dieser Satz des die deutsche Sprache so exzellent

sen. Die drei Gebäude Kubus, Rotunde und Langhaus sind nur von ihrer Rückfront zu sehen und bieten einen fensterlosen, undurchlässigen Anblick. Die Farben - oder besser: Nichtfarben schwarz und weiß dominieren, die Formen bestehen aus den geometrischen Konstrukten Quadrat, Zylinder und Dreieck. Es sind, in Farbe und Form, Artefakte, von Menschen gemachte Dinge, die man in der Natur so nicht vorfindet. Ein - im Gegensatz zum "kreatürlichen" Bereich des Gartens - unnatürlicher und steriler Bezirk. Gewiß offeriert gerade dieser Blickwinkel wegen seiner Hermetik die meisten Polyvalenzen, über die die Architekten sich ausschweigen. Treffend und erschütternd zugleich war jedoch die spontane Bemerkung einer Besucherin aus Israel, der graue Schotterbelag am Boden erinnere sie an Asche, die mit Blei verkleidete Rotunde an den Schornstein der Krematorien, das Langhaus an eine KZ-Baracke.



Die alte Mauer, durchschnittlich 80 cm hoch, bildet die Grenze zwischen dem durch graue Granitsteinplatten nachgezeichneten Innengrundriß der ehemaligen Synagoge und einem neu angelegten Garten. Darin sind zehn Apfelbäume schräg eingepflanzt, in der Mitte und zur Hälfte sind sie geschieden durch einen Wasserlauf. Dieser relativ beschaulich wirkende Bezirk kann als Paradies (Unbetretbarkeit, Apfel als Frucht vom Baum der Erkenntnis, Wasser als Paradiesesflüsse) oder, abstrakter, als schlechthin utopischer Bereich gedeutet werden - wenn auch als inszenierter. Die Zehnzahl läßt mehrere Interpretationen zu (Minjan, Dekalog, die 10 Emanationen Gottes), der Wasserlauf mag an die Mikwe erinnern (die es in Wuppertal entgegen aller Legenden nicht gegeben hat).

Vor der Mauer, auf dem Rand der Granitplatten, ist ein Satz aus einer Rede eingraviert, die Martin Buber anläßlich der Eröffnung der Germania Judaica in Köln gehalten haben soll: "Wer kämpft, wird wieder bekämpft. Wer gestaltet, schöpft aus dem

beherrschenden Juden auch in der hebräischen Fassung zu lesen ist. Kaum ausreichend ist die Erklärung, daß auch Israelis diesen Satz verstehen sollen. Aber immerhin führen die hebräischen Zeichen unbefangene und ahnungslose Besucherinnen und Besucher auf eine Spur: Daß nämlich hier alles irgendwie etwas mit dem Judentum zu tun haben müsse. Die Zweisprachigkeit, die hier das Hinüberwechseln von der Muttersprache deutsch in die eigentlich fremde, aber doch auch eigene Sprache des Hebräischen anzeigen mag, macht indes auf ein tragisches Phänomen aufmerksam, von dem nicht wenige deutsch-jüdische Intellektuelle berichten, - daß es nämlich nicht mehr möglich sei, sich nach 1945 der deutschen Sprache, der Sprache der Mörder, frei zu bedienen.

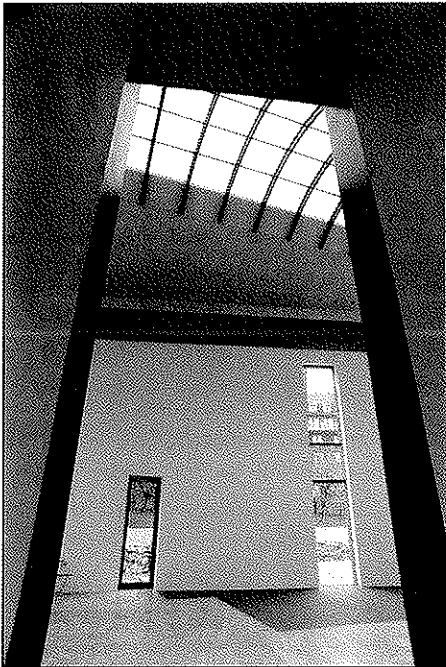
Im starken Kontrast zur Gartenperspektive steht der Bereich hinter dem das Ganze beherrschenden Kubus. Die Atmosphäre ist niederdrückend, kalt und öde. Hier wächst nichts, die Baumaterialien sind schwer, alles wirkt wuchtig und verschlos-

sen. Geht man weiter und um das Langhaus herum, führt der schmale Weg hinter der Rückfront der Fassade eines typisch Wuppertaler Bürgerhauses der Jahrhundertwende vorbei - sie ist allerdings tatsächlich nur Fassade, und überdies schräg an den Hang angelehnt. Diese Mauer, die sie in Wirklichkeit ist, erinnert unwillkürlich an das einstige nachbarschaftliche Nebeneinander von Synagoge und Bürgerhaus, von Judentum und Profanität, aber auch ganz konkret an den ehemaligen Anbau der Synagoge, in dem sich der jüdische Kindergarten, die Verwaltung und mehrere Wohnungen befanden. Das deutlich Attrappenhafte verstärkt den Zitatcharakter und betont, daß hier nichts rekonstruiert, nichts "wiederaufgebaut" ist - ein Wunschdenken übrigens, das schon bei vielen Besuchern und Besucherinnen zu beobachten war.

Der Innenraum des großen, ca. 11 x 11 m messenden Kubus oder besser Würfels bildet in seiner Helligkeit einen Kontrast zur äußeren Erscheinung: Von außen nämlich wirkt der rote Ziegelbau verschlossen, dunkel und unzugänglich. Durch ein großes Oberlicht in der Decke aber empfängt der Raum unbeeinträchtigtes Tageslicht, was besonders im sonnenreichen Sommer 1994



beeindruckende Farb- und Lichteffekte ergab. Die Wände sind, bis auf graue Spruchbänder an zwei gegenüberliegenden Seiten unter der Decke, weiß gestrichen, der Boden ist mit weißem Marmor ausgestattet, bis auf einen Winkel, in den die



Süd-Ost-Ecke des draußen gekennzeichneten grauen Grundrisses der Synagoge hineinragt. Durch diese Überlappung der ursprünglichen Bodenfläche mit dem neuen Raum ergibt sich eine Art Schein-Authentizität (es hat bereits Schulklassen gegeben, die diese graue Fläche im Innenraum nicht betreten haben), aber zugleich wird doch deutlich, daß der Kubus keine Synagoge sein will. Zusammenhang und Nicht-Identität sind hier durch die Überschneidung sichtbar geworden. Eine weitere Unregelmäßigkeit in dem sonst makellosen Raum ist ein graues Quadrat im Boden, das eine perspektivische Achse durch ein hohes Fenster hindurch zum Wasserlauf im Garten bildet. Wer auf dieser Markierung steht, blickt genau ins Zentrum des Gartens - wenn man so will: in den utopischen Bereich -, ein Blick, der allerdings durchbrochen und gehemmt wird durch den quer dazu stehenden Mauerrest und die Begrenzungsmauer des Gartens. Daß hier vielleicht aber doch so etwas wie

"Sehnsucht nach paradiesischen, messianischen Zuständen gemeint sein könnte, beglaubigt das in die Scheibe des Fensters geschriebene Wort Schalom - auf hebräisch. Von dieser Deutung abgesehen ergibt sich ein weit profanerer Blick, nämlich auf das benachbarte Verwaltungsgebäude eines Krankenhauses, das sich spiegelverkehrt zu den drei Gebäuden der Begegnungsstätte verhält: Ein quadratisch-rechteckiger Bau steht vor einer Art Turm, hinter dem ein Haus mit Giebel zu erkennen ist. Nicht sicher ist, ob den Architekten diese gelungene Einbettung in die Nachbarschaft bewußt war.

Im Unterschied zum Buber-Satz draußen vor der Mauer handelt es sich bei den Schriftzügen unter der Decke um ein konventionelles Übersetzungsverfahren. Auf der Südseite steht der Vers 7 aus dem 74. Psalm in hebräisch, gegenüber die deutsche Übersetzung, die eigens für die Begegnungsstätte neu diskutiert und verabschiedet wurde: "Sie legten in Brand dein Heiligtum, entweichten die Wohnung deines Namens bis auf den Grund."

Gedenkstättenarbeit

Wenn die Baubeschreibung einen relativ breiten Raum eingenommen hat, liegt das nicht zuletzt an der außergewöhnlichen, vermittelnden Architektur, die auf eine schrittweise Entschlüsselung der sichtbaren Chiffren hin angelegt ist. Allein eine Besichtigung der Bauten und der "Landschaft" führt zu Gesprächen, Berichten (von Zeitzeugen) und Diskussionen. Folglich begnügt sich die junge Einrichtung zunächst damit, als Ausstellung sich selbst anzubieten - auch wenn für Winter 1995/96 eine Dauer- und Wanderausstellung zum Thema "Juden im Bergischen Land" geplant ist, auch wenn bereits einige Schautafeln über das jüdische Leben im Tal Auskunft geben und eine kleine Präsentation jüdischer Kultgegenstände die Vermittlung wesentlicher Grundzüge der jüdischen Religion veranschaulichen soll. Trotz und wegen der beeindruckenden Schönheit des großen Raums sollen hier nur wenige Ausstellungen gezeigt werden, und wenn, dann vor

allem solche, die sich künstlerisch mit dem Thema Nationalsozialismus und Jüdische Geschichte auseinandersetzen.

Die Begegnungsstätte verfolgt ein eher auf Veranstaltungen ausgerichtetes pädagogisches Konzept, das sie in die Räumlichkeiten im Souterrain verlegt. Der Seminarraum, in dem zur Zeit auch eine Bibliothek eingerichtet wird, bietet sich für Lesungen, Vorträge, Film- und Diaabende, für Seminare und auch für Tagungen an. Gearbeitet wird an der Geschichte der Juden in der Region, an Themen wie Antisemitismus und Fremdenfeindlichkeit, an der Darstellung der nationalsozialistischen Diktatur und an der kritischen Befragung der bundesrepublikanischen "Vergangenheitsbewältigung". Historische und zeitgenössische, wissenschaftliche und kulturelle Themen und Formen sind möglich und, soweit in der kurzen Zeit realisierbar, erprobt worden. Ein "Stein des Anstoßes" ist die Begegnungsstätte mit Sicherheit nicht - trotz des eigentümlich sturen Temperaments, das man den Wuppertalern nachsagt. Öffentlich geäußerte Kritik ist nicht zu finden und Skepsis oder Ablehnung im persönlichen Gespräch sehr selten, denn wer zu den Veranstaltungen oder während der Öffnungszeiten kommt, ist ohnehin meist positiv eingestimmt und guten Willens. Daher ist es schwierig, pauschal eine "Akzeptanz in der Bevölkerung" zu diagnostizieren. Zurückhaltung auf der einen Seite, und ein immer größer werdendes Publikum allerdings lassen hoffen, daß die Begegnungsstätte ihre gewiß nicht provinziellen Ansprüche erfüllen wird.

Wer sich für die Begegnungsstätte interessiert, schreibe bitte an:

Begegnungsstätte Alte Synagoge Dr. Ulrike Schrader Genügsamkeitstraße 42105 Wuppertal
oder rufe an: 0202-563.2843

Dr. Ulrike Schrader ist Leiterin der Begegnungsstätte.

Alle Abbildungen: Jörg Lange



ARBEITSKREIS BÜRGER GESTALTEN EIN MAHNMAL

von Helmut Kowarsch

Vorgeschichte

Während des zweiten Weltkrieges wurde ab 1943 fieberhaft nach Möglichkeiten gesucht, kriegswichtige Produktionen bombensicher zu verwahren. Dazu wurden im gesamten Reichsgebiet Tunnel und Bergwerksanlagen überprüft. So auch in Ahlem, einem Ort westlich von Hannover. Hier bestanden unterirdische Asphaltgruben die seit Mitte der 20er Jahre nicht mehr genutzt wurden. Nachdem auf Veranlassung der SS vom zuständigen Bergamt die Nutzbarkeit der unterirdischen Stollen festgestellt wurde, ließ das SS-Hauptamt das KZ-Lager Ahlem einrichten und unterstellte es dem KZ-Hauptlager Hamburg-Neuengamme.

Ende November 1944 wurden 750 polnische Juden (alle aus dem Ghetto Lodz) vom Lager in Hannover-Stöcken nach Ahlem gebracht. Dort mußten die Häftlinge unter unmenschlichen Bedingungen in 12-Stunden-Schichten, knietief im Wasser stehend, mit Schaufel und Spitzhacke die vorhandenen Stollen erweitern und Fundamente legen. Dabei wurden sie ständig von Kapos und brutalen SS-Schergen angetrieben und geschlagen. Mehrere Male wurden Häftlinge aus dem Hauptlager nachgeführt und Ende März 1945 kamen noch 200 ungarische Juden aus dem Lager Hildesheim nach Ahlem. Insgesamt waren etwa 1500 Häftlinge dort. Das Lager bestand 5 Monate. In dieser Zeit starben 750 Menschen.

Am 10.04.1945 wurde das KZ-Lager von amerikanischen Truppen befreit.

Der Standort des Lagers wurde nach dem Krieg sehr früh in private Hände übergeben, so daß dort keine Möglichkeit bestand, den Ort zu sichern. Seit Jahren ist ein Teil bebaut, ein weiterer wurde zu einem Sportplatz und der Rest zu einer Obstplantage.

Es hat in den Jahren 1945 bis 1983 nur sehr wenige Versuche gegeben, an die Geschehnisse zu erinnern. Einzelne Personen, vor allem Mitglieder der VVN, versuchten es aber ohne sichtbaren Erfolg.

Entstehung des Arbeitskreises

Seit 1984 finden auf einem Gelände etwa 150 Meter westlich des ehemaligen Standortes des Lagers, jeweils am 10. April und am Volkstrauertag, von evangelischen Kirchengemeinden gestaltete Gottesdienste statt. Seit 1987 beteiligen sich die Katholische Kirchengemeinde und die jüdische Gemeinde zu Hannover. Ferner nehmen Vertreter des öffentlichen Lebens daran teil. In diesem Kreis entstand die Idee, dort eine Mahn- und Gedenkstätte zu errichten. Durch die örtliche Verwaltung wurde diese Anregung aufgegriffen und die Stadtverwaltung ersucht, sich damit zu beschäftigen. Es sollten BürgerInnen gebeten werden sich im Rahmen der Aufarbeitung der Stadtteilgeschichte daran zu beteiligen. Zu einer Auftaktveranstaltung im Februar 1987 kamen 50 Personen. In Listen konnten sich Interessierte für Gestaltung oder/und Erarbeitung einer Dokumentation eintragen.

Nach Einführung in die Geschichte des Nazionalsozialismus in einem dreitägigen Seminar fand am 29.04.1987 die Konstituierung des Arbeitskreises statt. Ursprünglich hatte der Arbeitskreis 32 Mitglieder. Die Gruppe verkleinerte sich auf 15 aktive. Jeweils Mittwochs trafen sich die Mitglieder zur Arbeit und zu Diskussionen. Im Lauf der Zeit wurden Ideen der Gestaltung besprochen und verworfen. Immer neue Varianten kamen zur Sprache: Wie soll so eine Stätte aussehen? Welche Materialien kann man verwenden?

Unter den Materialien, mit denen die Gruppe experimentierte, befand sich auch ein

Stoff, der für die Entstehung des Stollen maßgeblich war: **ASPHALT!** Er sollte die Gruppe nicht mehr loslassen!

Die Grundkonzeption hatte die Gruppe bereits entwickelt. Eine Stollennachbildung sollte es sein. Bei Vermessungsarbeiten auf dem vorgesehenen Gelände wurde der Gruppe klar, daß es nötig war, dem Stollen etwas gegenüberzustellen.

Es sollte Folgendes entstehen: Ein in der Erde mit 6% Gefälle keilförmig zulaufender, aus Beton gegossener Stollen, am Ende von der Oberkante bis zum Boden 4,80 m hoch. Davor ein Gestänge aus Eisenbahnschienen, welches mit einer Höhe von 14,20 m beginnt und konisch auseinander laufend bis 4 m abfällt.

Die Wände des Stollens sollten mit bearbeiteten Asphaltplatten gestaltet werden.

Arbeit am Asphalt

Sehr mühsam ging die Arbeit mit den Platten voran. Diese haben eine Größe von 60x50 cm und sind 12 cm dick. Mit einer Baustahleinlage wiegt eine Platte etwa 55 Kg.

ASPHALT ist ein sehr hartes aber sprödes Material und daher nicht leicht bearbeitbar. Mit Hammer und Meißel versuchten die Gruppenmitglieder ihre Vorstellungen und Empfindungen in das Material einzuschlagen.

Es gab Blessuren, Entmutigungen und auch Konflikte. 160 Asphaltplatten wurden so in 4jähriger Arbeit gestaltet. Weitere 750 waren für die Spitze des Stollens vorgesehen.

In endlosen Diskussionen wurde immer wieder die Frage aufgeworfen, ob es eine Erstellung des Mahnmals geben werde, weil die Kostenschätzung war sehr hoch ausgefallen war. Die reale Kostenermittlung ergab jetzt ein Volumen von 380.000,-DM. In den Entscheidungsgremien der Landes-



hauptstadt Hannover wurde die inzwischen unter Mitarbeit der Gruppe entstandene Beschlußvorlage einstimmig angenommen. Damit hatte die Verwaltung sich ganz hinter die Konzeption der Gruppe gestellt und diese ohne Abstriche übernommen und genehmigt. 280.000,- DM wurden von der Stadt bewilligt und 100.000,- DM von Dritten eingeworben.

Baubeginn

Im Februar 1992 wurde mit der Einrichtung der Baustelle begonnen. Ende 1992 wurden die Betonwände gegossen. Mitte 1993 fand die Aufstellung des Gestänges statt. Dieses war keine leichte Aufgabe für die Beteiligten, da das Gestänge mit einem Neigungswinkel von 70 Grad in die Fundamente gebracht und untereinander verspannt werden mußte.

In weiteren drei Monaten wurden durch Mitglieder des Arbeitskreises die Asphaltplatten in die Spitze und an den Wänden angebracht, und im November und Dezember 1993 wurde das Gelände um die Anlage herum gestaltet. Die Gruppe hatte auch die Außenanlagen-Gestaltung entworfen.

Am 4. Februar 1994 wurde in einer Feierstunde und mit einem ökumenischen Gottesdienst unter Beteiligung von vier Überlebenden aus Israel, die auf Einladung der Stadt, gekommen waren, die Mahn- und Gedenkstätte der Öffentlichkeit übergeben. In sieben Jahren harter Arbeit ist von Frauen und Männern, verschiedenen Alters und gesellschaftlicher Herkunft, ein Mahnmal entworfen, gestaltet und teilweise gebaut worden.

Die Übernahme der Vorstellungen der Gruppe ohne Vorbehalte und Änderungen

durch die Gremien der Stadt sind einmalig in der Bundesrepublik Deutschland. Gemeinsam mit einem in der unmittelbaren Nähe gelegenen Schulzentrum wird das Mahnmal von den Mitgliedern des Arbeitskreises betreut.

Kontakte:

Arbeitskreis "Bürger gestalten ein Mahnmal"

c/o Helmut Kowarsch

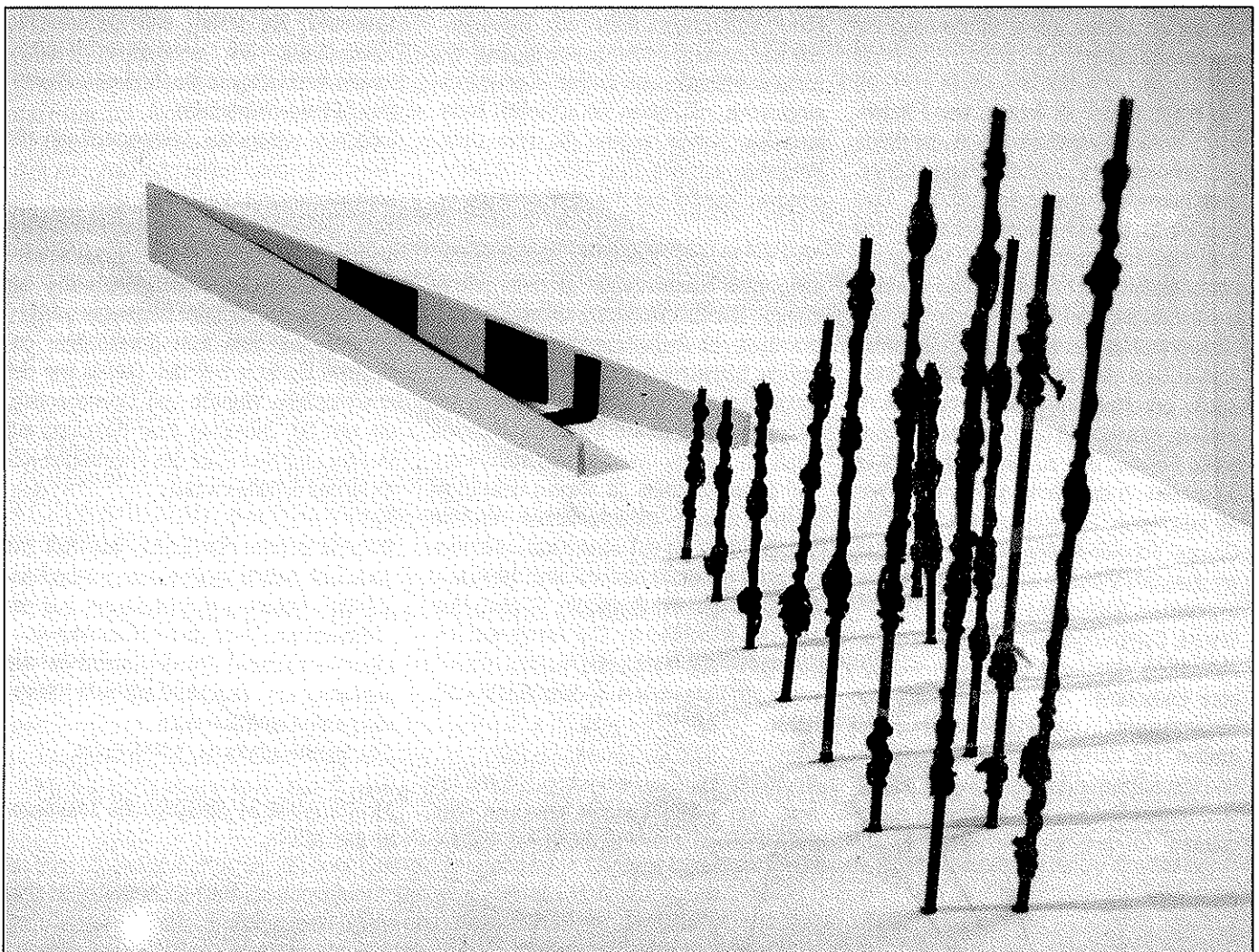
Mahlsdorfweg 13, 30179 Hannover

Arbeitskreis "Bürger gestalten ein Mahnmal"

c/o Renate Frieze, Am Kalkbruche 12

30455 Hannover

Helmut Kowarsch ist Mitglied des Arbeitskreises „Bürger gestalten ein Mahnmal.“





BERICHT VOM 1. SCI-FRAUENWORKCAMP IN DER GEDENKSTÄTTE RAVENSBRÜCK VOM 20. AUGUST BIS 4. SEPTEMBER 1994

von Monika Preuß

„...daß niemals Gras über die Geschichte wachse.“

(Auszüge aus dem Bericht einer amerikanischen Teilnehmerin)

„Seit meiner Rückkehr vom Camp wurde ich häufig gefragt, ob sich meine Erwartungen erfüllt haben, und ich habe jedesmal geantwortet, daß alles weit entfernt von meinen größten Erwartungen gewesen sei. Ich bin dabei - und werde es wohl noch eine Zeit lang sein - herauszufinden, was ich alles gelernt, gefühlt und gesehen habe. Ich will versuchen, meine Erfahrungen zusammenzufassen.“

Die Stadt, in der wir lebten, war Fürstentum. Unsere Unterkunft lag in der Nähe des Bahnhofes im „Schloß“. Dieses Schloß wird heute als Altersheim genutzt. Dort standen für uns 14 Frauen sieben Räume und Waschgelegenheiten zur Verfügung. Wir schliefen auf Feldbetten, die meisten uns in Schlafsäcken.

Unsere Mahlzeiten nahmen wir in einem großen Saal ein, an den sich eine kleine Küche anschloß. In diesem Saal befand sich ein Klavier und es bereitete uns eine große Freude, dort zu singen und Klavier zu spielen. In der Küche gab es alles, was wir benötigten. Da mehr als die Hälfte der Gruppe Vegetarierinnen waren, bereiteten wir unsere Mahlzeiten selbst zu. Wir hatten wunderbare Köchinnen.

Unsere Campleiterinnen nahmen ihre Verantwortung sehr ernst und waren wunderbare Leiterinnen. Sie achteten auf den Zusammenhalt in der Gruppe, organisierten Treffen, bei denen wir unsere Gedanken und Ideen mitteilen konnten. Sie ermutigten uns, unsere Gefühle und Gedanken auszudrücken, in dem wir zeichneten, malten

oder schrieben. Ihre Ideen waren lehrreich für uns, vor allem, wenn man den Ernst unserer Campanillas bedenkt. Sie sorgten nicht nur für uns als Gesamtgruppe, sie nahmen sich auch Zeit, jeden von uns kennenzulernen.

Zwei weitere wichtige energiegeladene Personen, die unsere Arbeit in Ravensbrück begleiteten, waren Christa Schulz und Eberhard Denzer. Sie beförderten unsere Erfahrungen, in dem sie uns über die Geschichte des Konzentrationslagers Ravensbrück berichteten. Sie sprachen mit uns über die medizinischen Experimente, Zwangsprostitution, aber auch über lesbische Beziehungen unter den Häftlingen. Sie stellten uns Filme zur Verfügung, die wir uns ansahen, und hatten Überlebende eingeladen, mit denen wir sprechen konnten. Sie hatten zudem für uns einen Workshop mit Wolf Leo, einem antifaschistischen Künstler aus Berlin, organisiert.

Nun will ich aber über unsere Arbeit berichten, dem Hauptanliegen unseres Workcamps. Die Überlebenden, die an der Vorbereitung der Gedenkfeier zum 50. Jahrestag der Befreiung des Lagers beteiligt sind, hatten darum gebeten, daß der frühere Appellplatz freigelegt werden sollte. Hier soll 1995 ein Teil der Gedenkfeier stattfinden. Um dieses Gelände zu seinem ursprünglichen Aussehen zurückzuführen, mußten wir eine etwa 20 cm dicke Gras- und Erdschicht bis zur Schlackeschicht abtragen. Wir arbeiteten mit Schaufeln, Spaten, Harken und Schubkarren. Die Arbeit war anstrengend, aber ich glaube, sie brachte uns näher zur Vergangenheit, dem Verständnis näher.

Bevor ich den Bericht beende, möchte ich noch von einem Ereignis sprechen, das mich wie kein anderes berührt hat. Es war

die Gelegenheit, mit Überlebenden zusammenzutreffen und ihnen bei ihren Erzählungen zuzuhören. Sie waren die authentische Verbindung zu der Vergangenheit. Ich fühlte und fühle, daß jede Begegnung mit einer Überlebenden etwas besonders war, daß mir geschenkt wurde. Ich kann gar nicht beschreiben, was mit mir passierte, wenn ihre Augen in meine schauten, wenn ihre Hände mein Gesicht hielten, wenn ihre Lippen meine Wangen küßten, wenn sie es zuließen, daß ich ihre Tränen sah.

Jill Wiggins, USA (Übersetzte Fassung)

Erstmals unterstützte der Service Civil International die Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück des ehemaligen Frauenkonzentrationslagers durch dieses internationale Frauenworkcamp.

Inhaltlich sollten die Teilnehmerinnen die Geschichte des Faschismus bzw. des Konzentrationslagers erarbeiten und sich mit dem gegenwärtigen Neofaschismus/Rassismus in Deutschland auseinandersetzen. Im Arbeitsteil des Workcamps sollte der ehemalige Appellplatz freigelegt werden, der sich auf dem vom Sowjetmilitär geräumten Gelände befindet. Dieses war der ausdrückliche Wunsch von Überlebenden, die den 50. Jahrestag ihrer Befreiung auf diesem zentralen Platz des ehemaligen KZ-Geländes abhalten wollen.

Kürzlich ist eine Broschüre des SCI mit dem Titel „Nichts ist vergessen - Stop Rassismus“ - Ideen und Erfahrungen aus der Antirassismus-Arbeit des SCI erschienen. Diese Broschüre und Informationen zur gemeinsamen Durchführung von Workcamps sind erhältlich beim SCI, Blücherstraße 14, 53115 Bonn.

Monika Preuß ist pädagogische Mitarbeiterin des SCI.



BONHOEFFER-HAUS

Erinnerungs- und Begegnungsstätte
 Marienburger Allee 43
 D-14055 Berlin (Charlottenburg)
 Tel.: (+49-30) 3 01 91 61

Bonhoeffer-Haus • Marienburger Allee 43 • D-14055 Berlin

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Freundinnen und Freunde!

Das Bonhoeffer-Haus sucht zum 1. März 1995 eine junge Frau/einen jungen Mann ab 18 Jahre, die/ der über einen Freiwilligendienst der Aktion Sühnezeichen/Friedensdienste (ASF) für 18 Monate das Bonhoeffer-Haus betreut.

Das Bonhoeffer-Haus ist das Elternhaus des Pfarrers und Widerstandskämpfers Dietrich Bonhoeffer. Es befindet sich in der Marienburger Allee 43 in Berlin-Charlottenburg. Hier fanden konspirative Gespräche des Widerstands gegen den Nationalsozialismus statt. Dietrich Bonhoeffer hat hier gelebt und gearbeitet: So sind in diesem Haus Teile seiner Schrift „Ethik“ entstanden und das Manuskript der Widerstandsanalyse „Nach 10 Jahren“ hat die NS-Zeit im Haus versteckt überdauert. Am 5. April 1943 wurde Dietrich Bonhoeffer in diesem Haus durch die Gestapo verhaftet.

Seit Frühjahr 1987 wird das Haus als „Erinnerungs und Begegnungsstätte“ genutzt. Im Sitzungsraum befindet sich eine ständige Ausstellung zu Leben und Werk Bonhoeffers. Ein Begleitheft zur Ausstellung ist in deutscher und englischer Sprache erhältlich. Dietrich Bonhoeffers Studienzimmer im Dachgeschoß wurde annäherungsweise wieder in den Zustand gebracht, wie er es bei seiner Verhaftung im April 1943 verlassen hat.

Das Haus steht offen für Besuche und Klausurtage von Einzelnen und Gemeindegruppen, Gemeindekirchenräten, christlichen und anderen Initiativen aus der Stadt sowie dem In- und Ausland, die an der Familie Bonhoeffers, seiner Person, Stationen seines Lebens, seiner theologischen Arbeit, seinem christlichen Zeugnis und politischen Engagement interessiert sind.

- Die freiwillige Mitarbeiterin/der freiwillige Mitarbeiter wohnt während seiner Dienstzeit in einem Apartment im Haus. die Evangelische Kirche in Berlin-Brandenburg stellt die Unterkunft und finanziert den Unterhalt und den Betrieb des Hauses. ASF trägt die Versicherungskosten und ein Taschengeld für die/den Freiwilligen von zur Zeit DM 550,-.
- Die Auswahl der/des Freiwilligen erfolgt durch den Geschäftsführer des Hauses (der auch im Haus wohnt) und durch die ASF. Der Geschäftsführer ist außerdem der Ansprechpartner für die technischen und inhaltlichen Aufgaben der/des Freiwilligen.
- Zur Arbeit der/des Freiwilligen gehören auch kleinere Hausmeisteraufgaben.
- Je nach Wunsch und Interesse besteht die Möglichkeit, eigene inhaltliche Schwerpunkte zu verfolgen oder Ideen zur Weiterentwicklung der Nutzungsmöglichkeiten des Hauses in die Diskussion einzubringen. Die dafür notwendige Zeit (Lektüre, Organisation, etc.) ist Teil des Dienstes.

Interessentinnen/Interessenten wenden sich bitte an die oben angegebene Adresse, z.H. Pfarrer Scheffler.

Unterstützung bei der Suche nach Namen von Mitgliedern der SPD, die im ehemaligen KZ Flossenbürg inhaftiert waren

Bis zum 50. Befreiungstag am 23. April 1995 des ehemaligen KZ Flossenbürg will der SPD-Bezirk einen Gedenkstein für die inhaftierten SPD Mitglieder in KZ-Gelände anbringen.

Dazu ist der SPD-Bezirk noch auf der Suche nach Namen und Daten und bittet um Mithilfe bei der Suche.

Kontaktadresse: SPD-Flossenbürg, Albert Schwäger, Bocksühlweg 12, 92696 Flossenbürg.



LITERATURHINWEISE

Lutz, Thomas: **Making Historical Sites Visible. Holocaust Memorials in Germany.** Sonderausgabe Gedenkstättenrundbrief. Ein Überblick über die Entwicklung und gegenwärtige Arbeit von Gedenkstätten in Deutschland. Englischer Text mit 80 Abb. Zu beziehen über Stiftung Topographie des Terrors Gedenkstättenreferat. Einzelhefte an Gedenkstätten/Initiativen kostenlos, bei Weiterverkauf DM 5,- pro Heft.

Reinartz, Dirk/Krockow, Christian Graf von: **totenstill.** Bilder aus ehemaligen deutschen Konzentrationslagern. Steidl Verlag, Göttingen: 1994, 308 S. DM 68,-

KZ Kochendorf: Vernichtung durch Arbeit. Hg.: Arbeitsgruppe zum KZ Kochendorf. Selbstverlag, Bad Friedrichshall,: 1994, 77 S. (Broschüre zu beziehen über: Arbeitskreis zum KZ Kochendorf, c/o Detlef Ernst, Bismarckstr. 7, 74177 Bad Friedrichshall; DM 6,-)

Didaktische Handreichungen zum Besuch der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg. Hg.: Arbeitsgemeinschaft "KZ-Gedenkstätte Flossenbürg" beim Staatl. Schulamt Neustadt a.d.W. Selbstverlag, Neustadt a.d.W.: 1994, 32 S. (Broschüre zu beziehen über: Volksschule Flossenbürg, Grund- und Teilhauptschule I, Hans-Birk-Straße 9, 92696 Flossenbürg. DM 5,- incl. Porto u. Verpackung)

"Doch die Freiheit, die kommt wieder". NS-Gegner im Württembergischen Schutzhaftlager Ulm 1933-1935. Ausstellung in Ulm, KZ-Gedenkstätte Oberer Kuhberg 30. Juni bis 13. November 1994. Hg.: Haus der Geschichte Baden-Württemberg. Selbstverlag, Stuttgart: 1994, 96 S.

Ebert, Jens/Eschbach, Insa (Hg.): "Die Kommandeuse." Ema Dom - zwischen Nationalsozialismus und Kaltem Krieg. Berlin, Dietz Verlag: 1994, 223 S.

Formen des Widerstandes im Südwesten 1933-1945. Scheitern und Nachwirken. Hg.: Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg und Haus der Geschichte Baden-Württemberg. Ulm, Süd-

deutsche Verlagsgesellschaft: 1994, 367 S.

Kaiser, Ernst/Knorn, Michael: **"Wir lebten und schliefen zwischen den Toten".** Rüstungsproduktion, Zwangsarbeit und Vernichtung in den Frankfurter Adlerwerken. Frankfurt/New York, Campus Verlag: 1994, 311 S.

Fladhammer, Christa/Wildt, Michael (Hg.): Max Brauer im Exil. Briefe und Reden aus den Jahren 1933-1946. (Quellen zur Sozial- und Zeitgeschichte). Hamburg, Christians Verlag: 1994, 360 S.

Hopmann, Barbara u.a. (Hg.): Zwangsarbeit bei Daimler-Benz. (Zeitschrift für Unternehmensgeschichte, Beiheft ; 78). Franz Steiner Verlag, Stuttgart: 1994, 558 S.

Pädagogisch-Kulturelles Centrum Ehemalige Synagoge Freudenthal: Die Synagoge in Freudenthal - Bericht über ein jüdisches Schutzdorf in Schwaben. (CASSETTE, Charlotte Drews-Bernstein Sender Freies Berlin), Berlin: 1991.

Arbeitskreis zur Erforschung des Nationalsozialismus in Schleswig-Holstein (AKENS) (Hg.): Informationen zur Schleswig-Holsteinischen Zeitgeschichte ; 25. Hamburg: August 1994, 109 S. (Zeitschrift zu beziehen über: AKENS, Hartmut Kunkel, Friedenskamp 7, 24119 Kronshagen. DM 7,50; Abo DM 20,-, umfasst 2-3 Hefte pro Jahr)

Morsch, Günter (Hg.): Konzentrationslager Oranienburg. (Schriftenreihe der Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten ; 3). Berlin, Edition Hentrich: 1994, 228 S.

Theresienstadt in der "Endlösung der Judenfrage". Hg.: Kámy, M./Blodig, V./Kámá, M.. Prag, Edition Theresienstädter Initiative, Panorama: 1992, 312 S.

Català, Neus: "In Ravensbrück ging meine Jugend zu Ende". Vierzehn spanische Frauen berichten über ihre Deportation in deutsche Konzentrationslager. Berlin, edition tranvia: 1994, 178 S.

Daub, Ute/Wunder, Michael (Hg.): Des Lebens Wert. Zur Diskussion über Euthanasie und Menschenwürde. Freiburg/Brsg.,

Lambertus Verlag: 1994, 158 S.

Faulenbach, Bernd/Jelich, Franz-Josef (Hg.): Reaktionäre Modernität und Völkermord. Probleme des Umgangs mit der NS-Zeit in Museen, Ausstellungen und Gedenkstätten. Dokumentation einer Tagung des Forschungsinstitutes für Arbeiterbildung und der Hans-Böckler-Stiftung. (Geschichte und Erwachsenenbildung ; 2). Essen, Klartext-Verlag: 1994, 194 S.

Vieregg, Hildegard: "Menschen seid wachsam". Mahnmale und Gedenkstätten für die Opfer der NS-Gewaltherrschaft 1933-1945. Begleitbuch zum gleichnamigen Medienpaket, erstellt in Kooperation zwischen dem Museums-Pädagogischen Zentrum München und der Staatlichen Landesbildstelle Südbayern. München: 1993, 154 S.

Agde, Günter: Sachsenhausen bei Berlin. Speziallager Nr. 7 1945-1950. (AIV Dokument und Essay). Berlin, Aufbau Taschenbuch Verlag: 1994, 271 S. DM 16,80.

Ritter, Franz (Hg.): Heinrich Himmler und die Liebe zum Swing. Erinnerungen und Dokumente. Leipzig, Reclam: 1994, 284 S. DM 22,-

Segev, Tom: Die Soldaten des Bösen. Zur Geschichte des KZ-Kommandanten. Reinbek bei Hamburg, Rowohlt: 1992, 285 S. DM 16,90.

Grabitz, Helge u.a. (Hg.): Die Normalität des Verbrechens. Bilanz und Perspektiven der Forschung zu den nationalsozialistischen Gewaltverbrechen. Festschrift für Wolfgang Scheffler zum 65. Geburtstag. (Reihe Deutsche Vergangenheit ; 112). Berlin, Edition Hentrich: 1994, 544 S. DM 48,-

Mahn- und Gedenkstätte Langenstein-Zwieberge: 1. Zwieberger Gespräche. Dokumentation der Referate, 17. April 1993. Broschüre, Selbstverlag.

Balser, Kristof/ Kramp, Mario/ Müller, Jürgen/ Gotzmann, Barbara (Hg.): Himmel und Hölle. Das Leben der Kölner Homosexuellen 1945-1969. Emons Verlag



Das Kulturbüro Maria Pecha bietet Filmproduktionen zum Thema Faschismus für den Ankauf mit dem Recht zur nichtkommerziellen öffentlichen Vorführung an.

Zum Beispiel:

Widerstand Leben Frauenbiografien:

Sophie Wittich

"Aber man kann das gar net so sagen, wie's wirklich war ..."

Ein Bericht über ihre Haft in Auschwitz und Ravensbrück. In dem vorliegenden Videofilm schildert sie den Transport und die Haft in den Lagern. Sie beschreibt ihre eigene Sterilisation und die Umstände der Zwangssterilisation vieler "Zigeunerinnen" in Ravensbrück.

Loretta Walz -
Videoproduktion
Berlin 1993, 30 Min.

France Bloch-Sérazin

Auf den Spuren einer mutigen Frau

Geschwister, Freundinnen und Freunde, Kollegen und Genossen erinnern sich an gemeinsame Erlebnisse und historische Ereignisse.

Loretta Walz -
Videoproduktion
Berlin 1993, 45 Min.

Esther Bejarano

"Es steht mir zu, zu leben"

Ein Bericht über die Haft in den Konzentrationslagern Auschwitz und Ravensbrück

Loretta Walz -
Videoproduktion
Berlin 1993, 30 Min.

Maria Fensky

"Man mußte doch was tun..."

Der Film dokumentiert die Lebensgeschichte einer nichtprominenten Widerstandskämpferin, die in ihrer politischen Haltung immer aufrecht blieb.

Loretta Walz -
Videoproduktion
Berlin 1987, 72 Min.

Schwarzfahrer

"Oskar 1994"

In der Straßenbahn: Eine ältere Dame beschimpft einen Schwarzen als "Neger" und überschüttet ihn mit den gängigen Vorurteilen gegenüber Asylanten und Ausländern. Die mitfahrenden Gäste hören es - und tun nichts. Als ein Kontrolleur zusteigt und die Fahrscheine kontrollieren beginnt, passiert es ...!

R.: Pepe Danquart
Produktion transfilm
1993, 12 Min.

Heinz, was wolltest Du in Stalingrad?

Interviews und Bilder

Fernsehfilm zum 50. Jahrestag des deutschen Überfalls der Sowjetunion im Jahre 1941, erinnert der Film an den Widersinn des Krieges. Männer, die sich in Schützengräben gegenüberlagen, begegnen sich auf den Schlachtfeldern Stalingrads.

Loretta Walz Videoproduktion
Berlin 1991, 30 Min.
Ein Film von Loretta Walz und Rolf Schnieders

"Heimat, das hat der Hitler ausgestrichen"

Ein dokumentarisches Portrait

Das Portrait eines jüdischen Ehepaares. Anhand von Bildern und Interviews geschildertes Leben, das von Flucht, Exil, Neubeginn und Hoffnung geprägt ist.

Nürnberg, 1993, 43 Min.
Ein Film von Ullabritt Horn

Spurensicherung

Jugend in Schöneberg der 20er Jahre
Alltag in Schöneberg der 30er Jahre

Die Filme zeigen anhand von Portraits Bruchstücke, Mosaiksteine der Geschichte dieses Bezirks in Berlin. (2 Teile)

MedienOperative
Berlin 1983
Teil I: 48 Min., Teil II: 44 Min.

Grunewald - Rampe

Ein deutscher Bahnhof

Mehr als 180 Züge mit Berliner Juden verließen von 1941-1945 den Berliner Bahnhof Grunewald; auf eine Reise in den Tod.

MedienOperative
Berlin 1990, 30 Min.

Räder müssen rollen

Fahrplanmäßig in den Tod

Der Völkermord an den europäischen Juden wäre ohne die Deutsche Reichsbahn nicht möglich gewesen. Der Film beschreibt diesen Aspekt deutscher Geschichte mit vielen unveröffentlichten Filmausschnitten.

Mediopolis Berlin
60 Min.
Ein Film von Pim Richter

kostenlose ausführliche Filmliste mit
Preisen und Informationen anfordern:

Odenwaldstr. 1
12161 Berlin-Friedenau
Tel. 030 / 851 50 38
Fax 030 / 851 25 04





VERANSTALTUNGSHINWEISE

Veranstaltungen der Stiftung Topographie

1. bundesweites Gedenkstättenseminar 1995 vom 25.-28. Mai in Dachau

Gemeinsam mit der KZ-Gedenkstätte und dem Förderverein internationale Jugendbegegnung in Dachau sowie der Evangelischen Akademie in Tutzing wird das Seminar mit dem Thema: Frauen im KZ durchgeführt. Einladung und Programm werden im Frühjahr 1995 verschickt.

2. bundesweites Gedenkstättenseminar 1995 vom 19.-22. Oktober in Oranienburg

Gemeinsam mit Gedenkstätte und Museum Sachsenhausen soll über die Gestaltung von Gedenkstätten durch Bauten und

Kunstwerke diskutiert werden. Anregungen werden gerne entgegengenommen.

Weitere Veranstaltungen:

6.-8. Oktober Bad Boll: Tagung zu frühen Lagern

Gemeinsam mit dem Dokumentationszentrum Oberer Kuhberg in Ulm und der Evangelischen Akademie Bad Boll soll diese Tagung durchgeführt werden.

Veranstaltungen anderer Träger:

23.-28. April im DGB-Bildungszentrum Radebeul: Den Holocaust erzählbar machen?

Das Seminar setzt sich mit der ästhetischen "Bewältigung" des Holocaust auseinander. Filme und Beispiele aus der Literatur und darstellenden Kunst werden besprochen und dazu Fragen entwickelt.

Anmeldung und weitere Auskünfte: DGB-Bildungswerk, Hr. Manfred Kubik, Postfach 101 026 40001 Düsseldorf, Tel: 0221/4301-416.

"Gedenkstätten gegen rechte Gewalt"

In einer Veranstaltungsreihe der Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten, die noch bis Juni 1995 dauert, werden von verschiedenen Wissenschaftlern sozialwissenschaftliche Analysen zur Diskussion gestellt. Weitere Informationen: Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten, Heinrich-Grüber-Platz, 16515 Oranienburg, Tel: 03301/ 810 928.

Fragebogen zur Erstellung einer Broschüre mit der Übersicht aller von Gedenkstätten/-Initiativen für die Opfer des NS-Regimes zum 50. Jahrestag der Befreiung geplanten Veranstaltungen

Zunächst möchte ich mich für die große Zahl von Rückmeldungen, die bisher eingegangen sind, bedanken. Für diejenigen, die noch keine Angaben über Veranstaltungen in Zusammenhang mit Gedenkstätten/-Initiativen anlässlich des 50. Jahrestages der Befreiung gemacht haben, wird hier noch einmal der Fragebogen abgedruckt.

Ich bitte um umgehende Rücksendung, wenn die Angaben noch berücksichtigt werden sollen.



Stiftung Topographie des Terrors
Herrn Thomas Lutz
Budapester Straße 44

10787 Berlin

Fax: 030-25489-135

Fragebogen zur Veranstaltungen anlässlich des 50. Jahrestages der Befreiung

Institution:

Zuständige Person für Nachfragen:

Anschrift:

Telefon für Nachfragen zu Veranstaltungen:

Angaben zur Gedenkstätte/-Initiative:

Geschichte (3-6 Zeilen) (z.B. Bezug zu welchem Ort, Gründung, wichtige Daten:
Ausstellungseröffnung etc.):

aktuelle Tätigkeiten: (3 - 6 Zeilen) (z.B. Ausstellung, pädagogische Arbeit, Schwerpunkte der
Recherche):

Leiter/in der Einrichtung:

Träger:

Finanzierung:

Veranstaltungshinweise

(bitte für jede Veranstaltung einzeln angeben)

1. Veranstaltung:

Ort:

Titel der Veranstaltung:

Datum, Uhrzeit, Dauer:

(Mit-)Veranstalter:

Form: (z.B. Pellerinage, Gedenkveranstaltung, Konzert, Seminar, etc.)

für welches Publikum gedacht (z.B. Überlebende, allgemeines Publikum):

2. Veranstaltung:

Ort:

Titel der Veranstaltung:

Datum, Uhrzeit, Dauer:

(Mit-)Veranstalter:

Form: (z.B. Pellerinage, Gedenkveranstaltung, Konzert, Seminar, etc.)

für welches Publikum gedacht (z.B. Überlebende, allgemeines Publikum):

3. Veranstaltung:

Ort:

Titel der Veranstaltung:

Datum, Uhrzeit, Dauer:

(Mit-)Veranstalter:

Form: (z.B. Pellerinage, Gedenkveranstaltung, Konzert, Seminar, etc.)

für welches Publikum gedacht (z.B. Überlebende, allgemeines Publikum):

- Bitte Veranstaltungsankündigungen: Einladungen etc. beilegen -
- eventuell weiteres Blatt benutzen -